Der eiserne Mann.

Von

Paul Féval,

Verfasser des „Paradies der Frauen" zc.

Nach dem französischen Manuscripte von

Anton Langer.

Erster Theil.

Autorisirte Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.



I.

Die Rance.

Ich hatte einen älteren Bruder, der hienieden schon ein wahrer Heiliger war. Mild und fest schritt er durch das Leben dahin. Gott hatte ihm bittere Trübsale bescheert. Er betete, und verehrte den Willen des Herrn, und gleichwohl sah ich gar oft, wie sein vor der Zeit kahl gewordenes Haupt sich unter der Wucht geheimnißvoller Entmuthigung beugte.

Ich war noch ein Kind, als er bereits dachte, — oder was eben soviel sagen will, als er — ach! — bereits litt. Ich staunte oft, wenn ich sah, wie einem langen Schweigen, wo sein zerstreuter Blick sich ins Leere getaucht hatte, urplötzlich eine lebhafte Lustigkeit folgte. Er lachte aus so vollem Herzen. Kann denn ein Mensch zugleich traurig und fröhlich, glücklich und unglücklich seyn? Armer Bruder! Heißgeliebter Freund! Der Tod hat ihn heim geholt und ich habe ihn in seiner letzten Stunde nicht mehr gesehen.

Ich kam in einer Winternacht nach St. Malo, der düstern und knickerischen Stadt, wo auch nicht ein Tropfen Oel verwendet wird, um dem Wanderer, der sich verirrt hat, zu leuchten; ich kam und suchte in der Finsterniß das Haus meines Bruders. Was kümmerte es mich sonst, wenn ich

ankam, ob die knauserische Krämerstadt erleuchtet war oder nicht? War doch mein Bruder da, der auf mich wartete und mich nach seiner Behausung führte.

Doch diesmal keine Menschenseele!

Und ich denke, daß ich der Mitschuldige des Zufalls war, der mich in den Straßen irreführte. Ich floh instinctmäßig das Haus, wo mein Bruder nicht mehr war.

O! — Ich sah bereits meine Mutter in Thränen, meine blassen Schwestern und die armen in Trauer gekleideten Kinder. Im Salon gab's, als man mich erblickte, ein arges Wehklagen.

»August, unser armer Freund! Unser vielgeliebter Bruder! Die Freude und der Stolz unserer Familie!«

An den Ufern der Rance, des zauberhaften Stromes, hatten wir beide sehr oft Fußreisen gemacht. Er war ein wackerer Fußgänger. Er liebte das Wandern auf der Heerstraße und ich sah ihn nie so fröhlich, als am Morgen einer Reise, wenn wir St. Malo den Rücken kehrten, diesem schwerfälligen Haufen von Krämerhäusern, wo gutes Wasser und frische Luft mangelt. Die Rance und die sandigen Ufer von Saint-Michel, die Straße von Chateauneuf und der Damm von Dol waren seine Lieblingsplätze.

Wenn er dort war, mit entblößtem Haupte, mit den staubigen Schuhen, mit der Stirne voll Schweiß, dann lebte er wieder auf. Seine Fröhlichkeit machte ihn wieder jung.

Die nachfolgenden Blätter, die gleichsam durch diese Orte dictirt sind, die er so sehr liebte, nemlich die reizenden Ufer der Rance und der schimmernde Horizont der Sandfläche, die nachfolgenden Blätter, wo die Eindrücke stattfinden werden, die wir gemeinsam erlebten, gehören mehr ihm an, als mir.

Und aus diesem Grunde schlüpfte mir sein geliebter Name unwillkürlich aus der Feder auf das erste dieser Blätter.

Der Fluß Rance hat seinen Ursprung in der Nähe des Flecken St. Jacut-en-terre im Departement der Nordküsten (côtes du Nord). Oberhalb Dinan ist's nichts weiter als ein Bach, unterhalb Dinan breitet sich die Rance rasch aus. In der Ebene von St. Suliac wird sie so breit, daß die Loire und die Seine nebeneinander in ihrem Bette strömen könnten, ohne sich besonders im Wege zu seyn.

Allerdings muß man auch zugestehen, daß die Ebene von St. Suliac mehr ein Sumpf ist, als ein Fluß, denn es riecht dort nach dem stehenden Wasser wie auf einer Rhede.

Vom offenen Meere aus gesehen ist's ein schöner von harmonischen Hügeln umgrenzter See, dessen Wogen die weißblühenden Hecken des Ufers bespülen. Nach der Seite des Departements Ille et Vilaine verengt sich das Ufer und krümmt sich in allerlei Wendungen, wodurch tiefe Biegungen in den Strom hineintreten, die von jäh aufsteigenden Felsenhöhen überragt werden.

Nichts Seltenes ist's, auf diesen hohen Kalkwänden Menschenwohnungen zu finden, welche grau gleich Austernschalen sich an den Felsen anklammern, hinter einer kleinen Schutzwehr von getrockneten Erdziegeln. Vom Rande des Felsens aus wird man sie gar nicht gewahr, aber das Feuer von Torf und Krüppelholz, das langsam auf dem Herde glimmt, entsendet seinen schwarzen Rauch und verräth so das Daseyn dieser Menschen-Amphibien.

Hie und da steht eine Mühle, die so eingerichtet ist, daß

sie sich bei der Flut vorwärts, bei der Ebbe rückwärts dreht, und dazu ihre kläglichen einförmigen drei Töne stöhnt. In dem kleinen Gehäge auf dem Mergelgrunde, der sie umgibt, wühlen Gänse im Schlamm und lassen die Nachlese den Enten, diesen Parias des Palmipeden-Geschlechtes.

Inmitten dieses Stromes befindet sich eine grüne, moosige Insel, von Wettervögeln und Seelerchen bewohnt. Dieses Eiland, das so lieblich ist wie eine liebliche Seite Bernardins von Saint-Pierre, bringt die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts zu Ehren. Nichtsdestoweniger fehlen dort die lieben Pappeln, die Grotte und das Grab eines Weisen, der sich den Freund des höchsten Wesens nennt.

In unsern Tagen wird der schöne, heitere Fluß von tausend Fahrzeugen durchfurcht. Die Gabarren, eine Art von Holzstößen mit Rudern und ohne Verdeck, entrollen ihr braunes Segel vor dem Winde, sobald nur eine Klafter Holz, ein paar Hühner und drei Dutzend Eier auf dem Pachthof zum Verkauf vorhanden sind; die Lustschiffe laviren und gleiten spielend hin und her; die Fischerbarken schleppen ihr schweres Netz an dem Ufer des Stromes nach; endlich zieht im lustigen Sonnenschein das Packetboot »Le Dinannais« die weithin sich entrollenden Ringe seines dichten blauen Rauches nach, dreht seine beiden Schaufelräder brausend im Schaume und schießt rasch wie ein Pfeil dahin, eine volle Ladung gelangweilter Engländer mit sich führend. Seht nur, dort rückwärts steht Miß Anna, das poetische Kind, und taucht bereits das vierzehnte Biscuit in ihr achtes Glas Madera. Und dennoch hat sie den Sherry noch lieber, das zarte, durchsichtige Geschöpf!

Zur Zeit, in der unsere Erzählung spielen wird, gab es noch auf der Rance weder Dampfschiffe noch Engländer. Was Miß Anna anbelangt, so war sie damals auch noch nicht

brustkrank. Miß Anna ist erst brustkrank geworden seit der Epoche, wo John Johnson von Johnsonhouse, ihr »daddy«*) aufgehört hat das Land zu bauen oder Ballen zu tragen, um ein Dutzend Millionen durch die Fabrikation von Taschenmesserchen zu verdienen.

John Johnson Esqu., seine Tochter Anna, sein Sohn Sir John Johnson M. P., Lady Bridget Johnson, Gattin des Sir John, und der honorable Johnnie Johnson, ihr vierjähriges Kind, riechen gewaltig nach dem »Strand«, dem modernen »Strand«, nach Gas, Steinkohlen, Dampf, Apoplexie, heilendem Thee, Kautschuk und Spleen, mit einem Wort nach dem abscheulichen Londoner-Geruch des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Rance ist der Strom der Engländer. Von St. Servan bis Dinan sieht man nichts als weiße Landhäuser, wo Johnson Esqu., Anderson Esqu. und Compagnie fett und roth werden und schlafen an der Seite von Miß Anna, die blaß und mager wird.

Ich habe an einer Schenkenthüre folgende Inschrift, das brutale Zeichen der Eroberung, gesehen: Ingliche Spauq (English Spoken; — hier wird englisch gesprochen.)

Miß Anna schenkt den kleinen Kindern presbyterianische Bibeln. John Johnson Esq. hat den Postillon von Chateauneuf jene bizarren Windungen des englischen Stallknechts gelehrt, der immer an einer unheilbaren Kolik zu leiden scheint. Lady Margaret Fitfullikankrie vom Schlosse Schru nächst Clackgmannan, findet den Namen Chateauneuf zu schwer zum Aussprechen, nennt es Chetioniou und lächelt, wie nur

*) Englisch: Väterchen.

Engländerinnen zu lächeln verstehen, die zur Zeit von Pitt's Jugend ihre sämmtlichen Zähne besaßen.

Die Rance ist ein verlorner Strom!

Im Jahre 1469 war die Rance noch ein bretannischer Strom von der Quelle bis zur Mündung. Und dennoch darf man überzeugt seyn, daß er eben so schön war wie heutzutage, mit den großen Forsten an seinen Ufern, mit seinen düstern, halb zwischen den Eichbäumen versteckten Gehöften und mit den Flottillen, die mit der Ebbe hinabfuhren, um den Markt von St. Malo mit Waaren zu versehen.

Der Herrenhof von Roz war auf dem höchsten Gipfel des Berges gelegen, der unmittelbar an Chateauneuf stößt in der kleinen Gebirgskette, die so zu sagen das Gräthengerippe der bretannischen Küsten bildet. Dieser Hügel ist höher als Chateauneuf. Sein südlicher Abhang senkt sich bis zur Rance hinab. Auf der nordöstlichen Seite zieht sich seine andere Abdachung wellenförmig ins Weite und verliert sich in der sumpfigen Fläche von Dol jenseits des St. Colmanns-Moores.

Im fünfzehnten Jahrhundert war alles, vom Gipfel des Berges bis ins flache Land hinab, gleichsam nur ein Wald, so gewaltig deckten die hochragenden Bäume die Gegend mit ihren Aesten. Der Herrenhof erhob sich im Mittelpunkte einer offenen Esplanade, auf Heideland, das einen schüttern und gleich einem Teppich glatt geschornen Rasen fortkommen ließ.

Der Herrenhof war ein großes Gebäude von unregelmäßiger Bauart mit niedrigen Stockwerken und riesenhohen Dächern. Das Hauptwohngebäude war von zwei ungleichen Flügeln eingefaßt, die sich nach rückwärts zogen und deren zurücktretende Ecken mit symmetrischen Thürmchen versehen waren, gleich den Angeln mit einem Thürgefüge. Drei

andere kleine Thürme, einer zur rechten, zwei zur linken, vollendeten die Vorsprünge der Flügelbauten.

Diese malerischen und gewissermaßen prahlerisch herausfordernden Anlagen erhöhten aus der Ferne gesehen die Wichtigkeit des Herrenhofes von Roz über Gebühr und verliehen ihm das Aussehen eines festen Platzes. Allein in Wirklichkeit war mit Ausnahme der Hofmauern und der in den Seiten der Thürmchen angebrachten Parade-Schießscharten nicht das mindeste Vertheidigungsmittel vorhanden. Die beinahe kreisförmige Esplanade war mit einer Hecke von beschnittenen Stechpalmen abgesperrt, die dreimal so viel werth war, als das beste Gitter. Sie breitete sich besonders gegen Norden aus, wo ihr Boden sodann in eine Art von steinigen und kahlen Wassergraben sich absenkte.

Auf dieser Seite, jenseits der gewaltigen Stechpalmen, welche die hundertjährige Umfriedung bildeten, wucherte ein Durcheinander von Bäumen aller Art und jeder Höhe, die da emporgewachsen waren, wie sie der Zufall eben gesäet hatte. Die Fichte bewegte ihre dunklen Aeste im frischen Winde, der vom Strom herauf wehte, zwischen den dichtbelaubten Eichen und den prachtvollen Kastanienbäumen. Die Buche rundete ihre gefügigen Formen, deren Umrisse an die Idee menschlicher Schönheit erinnern, eingesäumt von den biegsamen Zweigen der Eschen. Die weiße Rinde der Birken trat hie und da hell aus dem dunklen Grün hervor. Die Zitterpappel schauerte gleich einem fröstelnden Greise, dessen Haare zu bleichen beginnen. Die Hagebuche mit dem üppigen Laubwerk barg ihre krummen Aeste unter ihrem Grün und warf einen schimmernden Blättermantel über ihre unförmigen Knorren. All' dies war reich, kraftvoll, üppig.

Wenn man sich gegen Westen wendete, fand man

Brachfelder, die sich in dem Thalgrund von Chateauneuf hinabzogen. Im Süden entfaltete ein anderer Forst, der von Feldern und Wiesen durchschnitten war, seine Baumgruppen, die scharf hervortraten und gleichsam den Hügel hinan zu klimmen schienen. Im Westen endlich dehnte sich die bergige Haide aus, wo sich jetzt die Poststraße von Saint-Malo hinzieht.

Die Aussicht war nach allen vier Seiten des Windes frei. Nichts beschränkte sie, als die ferne und vollkommen kreisrunde Linie des Horizontes, etwas höchst Seltenes in der Bretagne, wo die Gegenden eine entschiedene Neigung haben, sich zusammenzuziehen. Man sah den Lauf der Rance mit ihren lachenden Inseln und der launenhaften Einsäumung ihrer Ufer; man sah Dinan, die allerliebste Stadt, und Chateauneuf in einer Lage, die auf zehn Meilen in der Runde nicht ihresgleichen hat. Saint-Jouan-des-guérets zeigte auf der entgegengesetzten Seite seine plumpe Kirchthurmspitze. Auf der Seite des Sumpfes entdeckte man Saint-Miloir-des-ondes, Islemer, Dol, Bleines-Fougères und zwanzig andere Flecken und Dörfer, ferner das Profil von Cancal und dort, wo sich der Blick bereits zwischen leichtem Nebelduft verlor, das verschleierte Gespenst von Mont-Saint-Michel.

Im selbigen Jahre 1469 regierte Franz II. in der Bretagne, Ludwig XI. beherrschte Frankreich, Eduard IV. saß auf dem Throne von England und Carl der Kühne war seit zwei Jahren seinem Vater Philipp, Herzog von Burgund, gefolgt. Seit acht Jahren war Ludwig XI. König; überwunden waren die ersten Hindernisse seiner Regentenlaufbahn, die blos dadurch, daß sie eine ausdauernde war, eine ruhmvolle wurde. Ludwig XI. hatte das gegen ihn gerichtete

Bündniß der öffentlichen Wohlfahrt (la Ligue du Bien Public) gebrochen; Ludwig XI. war gesund und wohlbehalten aus dem Schlosse Perronne herausgekommen, wo die plumpe Hand des Burgunders einen Augenblick sich schwer auf seine Schulter gelegt hatte. Ludwig XI. hatte den Herzog von Berry, den Grafen von Charolais und den Herzog von Bourbon zum Gehorsam gebracht; der alternde Dunois hatte am bretagnischen Hofe eine Zuflucht gesucht; Eduard IV. hielt Frieden, weil er bezahlt wurde; Castilien und Arragonien schickten Bürgschaften des Bündnisses nach Paris, und Deutschland, mit seinen Händeln im Innern beschäftigt, blieb neutral.

Auch Ludwig XI. schien neutral zu bleiben. Seine Ruhe war aber kein Schlummer.

Wenn Ludwig XI. Athem schöpfte, so sann er bereits auf Arbeit für seine Nachbarn. Er blickte im Osten nach Burgund, im Westen nach der Bretagne, — zwei edle Länder, — und sprach bei sich: »Dies Alles gehört mir, weil all' dieses Frankreich ist.«

Der Herzog von Burgund war ein Fürst von schlimmer Laune, der für einen Lanzenstoß drei Keulenhiebe zurückgab; Ludwig XI. ließ ihn demnach bis auf weiteres ungeschoren; Franz II. von der Bretagne hatte aber im Gegentheile ein höchst friedliebendes Temperament. Ludwig XI. wendete sich eines Morgens gegen Mont-Saint-Michel, diese heilige Festung, welche die Küste der Bretagne überragt; er erinnerte sich an eine große Andacht, die er dem Erzengel, dem Sieger des Drachen, seit seiner Kindheit gelobt hatte, und an ein Gelübde, das er auch vor Zeiten gemacht haben wollte.

Eines Morgens sprach er im Schlosse Plessis, wo er

seine Residenz aufgeschlagen hatte, zu Meister Ledaim, seinem Barbier:

»Ich werde morgen nach dem normandischen Gebiete abreisen. Die Kunde ist zu mir gelangt, daß jedes Jahr vor dem Bilde des Erzengels Michael hunderttausend Pilger knien; der König von Frankreich will ihre Zahl vergrößern.«

Der König von Frankreich wollte vor Allem in größerer Nähe auf die Bretagne hinübersehen. Der König von Frankreich hatte zugleich auch die Idee, unter den Schutz und Schirm des heiligen Michael seinen neuerrichteten Ritterorden zu stellen, eine Kriegsmaschine, die er erfunden hatte, um seinen großen und allzu stolzen Vasallen das Gebiß strammer anzuziehen.

Lassen wir den König Ludwig XI. die reizenden Ufer der Loire verlassen und die normännischen Brachfelder entlang reiten. Wir wollen ihn in der Bretagne erwarten, auf dem wackern Herrenhofe von Roz, der eine so schöne Aussicht hatte und dem Sanct-Michelsberge (Mont-Saint-Michel) gerade gegenüber lag.

Es war im Augustmonat. Die Sonnenuhr mit den verwischten Ziffern, die ihr spitzes Dreieck im Süden des Schlosses zeigte, wies die zehnte Stunde. Gerade mitten auf der Esplanade erhob sich eine »Quintaine« oder eine Puppe aus Holz, die sich auf einem Zapfen drehte. Diese Quintaine stellte plump gearbeitet einen Engländer vor, der in der Hand einen gewaltigen Stock aus dem Holze des Vogelbeerbaums hielt. Das Holz der Puppe war schwer und massiv; der Zapfen, der frisch geölt war, paßte auf's Genaueste ins Gefüge, so daß die mindeste anstoßende Bewegung genügte,

um die Quintaine in Bewegung zu setzen, die dann blindlings die schönsten Stockschläge austheilte.

Zwei Reiter befanden sich dort, die gegen dieselbe Fechtübungen vornahmen, — ein Krieger, der das männliche Alter erreicht hatte und ein Jüngling, dessen Lippe kaum noch von jenem zarten Flaum beschattet war, welcher der Vorläufer des männlichen Alters ist.

Der Jüngling war anmuthig von Gesicht und Gestalt. Seine schlanke und etwas zarte Gestalt bog sich leicht bei den Sprüngen des edlen Schlachtrosses, das er ritt. Unter den Rändern seines Helmes quoll üppiges braunes Haar mit kastanienfarbenem Schimmer hervor; seine großen blauen Augen funkelten von Kühnheit und Fröhlichkeit.

Der Kriegsmann, der seine Uebungen zu leiten schien, war merkwürdig schön. Er schien einige dreißig Jahre zu zählen. Seine Gesichtsfarbe war braun; seine blonden Haare, die beinahe eben so dicht waren wie die des Kindes, kräuselten sich in kürzeren Locken. Ein blonder Schnurbart, gleichfalls so fein wie Seide, bog seine beiden langen Spitzen nach abwärts, so daß er über die Kinnschiene des Helmes hervorragte.

Wenn das weibischzarte Gold eines solchen weichen Gelocks ein männliches, von der Sonne der Schlachten gebräuntes Gesicht einrahmt, so gibt dies eine eigenthümliche Wirkung, einen sonderbaren Contrast und erzeugt eine reiche stolze Schönheit, die uns von Sagen der Ritterzeit träumen läßt. Obwohl das Gesicht des Kriegsmannes ernst, ja sogar ein bischen traurig war, so drückte es doch eine naive Freimüthigkeit, eine grenzenlose Herzensgüte und jene loyale Einfachheit aus, welche die echte Intelligenz weit öfter begleitet, als sie dieselbe ausschließt.

Er war größer als der Jüngling. Unter der Rüstung hatten alle seine Bewegungen eine so wunderbare Leichtigkeit, daß das Eisen seiner Armschienen elastisch und weich schien, wie der biegsame Stoff an den Gewändern der Schloßfrauen. Er saß mit Festigkeit auf seinem starken Gaul, die Anmuth findend, ohne sie zu suchen, und zeigte, ohne es vielleicht zu wollen, den bewunderungswürdigsten Typus jener herrlichen Kämpen, welche die damals eben aufkommenden, aber bereits siegreich sich geltend machenden Kanonen zur Ohnmacht verdammen sollten.

Die Uebungen des Jünglings und des Kriegsmannes hatten zwei Zuschauer, — vier Zuschauer möchten wir sagen, wenn es erlaubt wäre diese Benennung so edlen Thieren wie Feiragus und Dame Loyse, zwei Windhunden von der edelsten Race, beizulegen.

Feiragus und Dame Loyse sprangen lustig auf dem Kampfplatze herum. Der Windhund war gelbbraun mit einem weißen Kreuze hinter beiden Ohren; die Hündin war schwarz und ohne Flecken. Sie hatte einen berühmten Vater, den Maitre Loyse, das schwarze Windspiel des Landes von Saint-Brieuc, der vor Zeiten die Bewunderung des gesammten bretagnischen Hofes erregt hatte.

Die beiden andern Zuschauer, oder besser gesagt Zuschauerinnen, befanden sich nicht auf der Esplanade. An jener Fronte des Schlosses, die nach diesem Punkte des Rasenplatzes herausging und welche die Sonne noch nicht berührte, sah man zwei Fenster offen. An jedem dieser Fenster gewahrte man ein Frauenbild

Die Haltung einer Frau ist niemals ein gleichgiltiger Umstand. Es liegt im Allgemeinen etwas Beredtes darin, so zwar, daß zehn Seiten der Erklärung nicht so viel darüber

aussprechen können, als ein einfacher Schattenriß. Die erste und ältere der beiden Frauen hatte sich offen und ungescheut auf den kleinen eisernen Balcon herausgelehnt, welcher das Fenster schützte; — diese hatte nichts zu verbergen. Aber die andere Dame, — die mehr Kind als Frau und wunderschön war, — hatte sich in den Schatten der Fensterbrüstung zurückgezogen und schenkte ihre ganze Aufmerksamkeit einer Stickerei auf Wolle mit goldenen Fäden, die sie vor sich auf dem Stickrahmen hatte.

Die Dame auf dem Balcon war noch jung und reizend, ein sanftes, stolzes und melancholisches Gesicht. Allein die üppigen Haare, die in schwellenden Zöpfen auf die Halskrause herabfielen, waren ganz weiß. Man sagte, daß die schönen Haare von Madame Reine in einer einzigen Nacht so weiß geworden seyen, — in jener Nacht, wo sie die Nachricht von dem Tode des Messire Aubry de Kergariou, ihres Ritters, erhalten hatte.

Das junge Mädchen bei der Stickerei hatte im Gegentheile dunkelschwarzes, wie Agath glänzendes Haar, über einer Stirne, die so weiß war wie der Hals der Schwäne.

Madame Reine betrachtete den Jüngling mit allen Augen ihrer Seele und lächelte mit jenem zugleich traurigen und glücklichen Lächeln, das nur Müttern eigen, welche Witwen geworden.

Jeannine, die schmucke Brünette, beschäftigte sich ehrbar mit ihrer Stickerei, und blickte nur manchmal verstohlen, schelmisch und spöttisch nach dem schönen Jüngling, der auf dem Rasen ritt.

II.

Die Puppe.

Der Kriegsmann und sein Zögling hatten bereits eine ziemliche Anzahl von Gängen gemacht, denn die braunen Haare des Jünglings waren mit Schweiß benetzt.

»Auf, Messire Aubry!« rief der Kriegsmann. »Seht doch nur! — dort eure Mutter sieht Euch zu! Schämt Ihr Euch denn nicht? Ihr habt den Engländer erst zweimal getroffen, — und obendrein hat Euch der Engländer zwei tüchtige Stangenhiebe dafür versetzt.«

Messire Aubry erröthete ein wenig. Er warf mit der Hand einen zärtlichen und ehrfurchtsvollen Kuß seiner Mutter zu, die ihm zulächelte und zu entfernt war, um das zu hören, was der Waffenmeister mit leiser Stimme gesagt hatte.

Jeannine, die Brünette, erröthete gewaltig.

Ich weiß nicht wie es kam, daß der achtungsvolle und zärtliche Kuß sich unterwegs getheilt und daß Jeannine, die Brünette, zum mindesten die Hälfte davon erhalten hatte. Sie senkte rasch ihr zierliches Köpfchen. Ihre Augen sahen die Goldfäden ihrer Stickerei doppelt.

»Mein Freund Jeannin,« entgegnete Aubry in einem beinahe eben so gehorsamen Tone, als ob er zu seinem Vater gesprochen hätte, »als Ihr achtzehn Jahre zähltet, waret Ihr bereits mehr werth als ich, darauf möchte ich wetten, aber Ihr führtet die Lanze doch auch noch nicht so gut wie heute. Außerdem bilde ich mir ein, daß ich, wenn dieser

Spitzbube dort ein Engländer von Fleisch und Bein wäre, um die Hälfte weniger ungeschickt seyn würde.«

Sie kehrten im Schritte um, neben einander reitend, um Raum zum Anlauf zu gewinnen. Jeannin, der Waffenmeister, begann zu lachen.

»Als ich achtzehn Jahre zählte, Messire Aubry,« sagte er, »trug ich noch gar keine Lanze. Ich hatte einen langen Stock mit einen Stierhorn an der Spitze, um im Sande von Mont-St.-Michel zu fischen. Anstatt des Kürasses trug ich ein abgehaartes Hammelfell und einen kleinen Ranzen; man sagte ich wäre feiger als die Küchlein der Henne. — Kurz,« setzte er ernster binzu, »richtet Euch nicht nach mir, der ich nur ein Vasall bin. Ihr habt andern Vorbildern nachzueifern. Mit achtzehn Jabren war der Ritter Aubry von Kergariou, euer wackerer, würdiger Vater, bereits die beste Lanze von Porhoet; das dürft Ihr niemals vergessen.«

Das Antlitz des jungen Mannes verdüsterte sich. Er wendete sich am Ende der Rennbahn rasch um und legte seine Lanze ein.

»Zank' mich aus, Jeannin, zanke mich aus!« murmelte er; »ich bin ein Mann der Gestalt nach und habe die Arme eines Kindes! Und ich werde doch meinen Vater rächen müssen!«

Seine Fersen streckten sich aus zum Sporrenstoße. Jeannin hielt ihn zurück.

»Messire,« sagte er, »Ihr habt das Herz und den Arm eines Edelmannes, aber Gott hat Euch einen armseligen Erzieher gegeben.«

»Wie? Du, Jeannin?« rief Aubry aus, ihn mit seinen funkelnden Augen anstarrend, »Du wärest ein armseliger Erzieher! Bei meinem Gott! Ich habe Dich im Kampfe gesehen, Freund, und ich kenne keinen Ritter, — hörst Du

wohl, keinen Ritter! — den ich an deiner Stelle zum Waffenmeister nehmen möchte.«

Er redete mit Eifer.

»Deine Hand, Freund Jeannin,« fuhr er dann fort, »zank' mich aus, geh', zank' mich aus, aber sag' mir nicht mehr, daß Du ein armseliger Erzieher bist, denn da müßte ich böse werden.«

Der Kriegsmann drückte mit Rührung die Hand, die man ihm reichte.

An den Fenstern sahen Madame Reine und das Mädchen mit den schwarzen Haaren neugierig dieser Scene zu. Madame Reine ließ ihr Tuch wehen.

»Fest in den Bügeln!« commandirte Jeannin; »haltet die Lanze locker, bis sie das Gleichgewicht bekommen hat, und faßt sie erst im Augenblick des Anlaufs fest. Achtet wohl darauf, daß der Hals sich immer senkt und durch die Bewegung der Hüfte nach außen kehrt. Legt auf den Hals an, wenn Ihr's der Brust vermeint, — und auf die linke Brust, wenn Ihr nach der Magengrube zielt. — Vorwärts, Messire!«

Aubry spornte mit beiden Fersen. Während sein Pferd sich in Galopp setzte, lächelte Madame Reine und bewunderte ihn; denn er sah wirklich schön aus. Jeannine hatte ihre Stickerei weggelegt, und erhob sich ein wenig, um besser zu sehen.

Aubry hatte die Lanze versorgt, den Kopf auf die Mähne des Pferdes gebeugt, die linke Hand am Zügel, die Beine scharf im Bügel.

»Aufgepaßt! Aufgepaßt!« schrie Jeanin, der ihm im Tritt folgte; »macht Euch auf's Wenden gefaßt. Euer Stoß wird fehlgehen!«

»Und warum sollte der Stoß des lieben Kindes fehl-

gehen?« sprach Madame Reine für sich. »Jeannin ist zu strenge.«

»Der Engländer wird ihm einen meisterhaften Stangenhieb geben,« dachte die Brünette; »armer Messire Aubry!«

Die Quintaine hatte ihren Zapfen leicht nach rückwärts gebogen, um den schönen Lanzenstoß möglich zu machen, der darin bestand, daß man im Anrennen die Puppe aufhob und aus dem Gefüge warf, wie einen sattellos gewordenen Ritter. Diese Biegung nach rückwärts war aber auch die Ursache, daß die Stockhiebe gewöhnlich auf den Kopf des Ansprengenden fielen. Der Helm war also gar nicht überflüssig.

Auf der dunklen Bemalung der Gliederpuppe war eine weiße Linie gezogen, die von der Stirne ausging, über die Nase herablief und bis ans Ende der Büste fortging, überall das Centrum der Schwere durchschneidend. Wenn die Lanze des Ansprengenden diese Linie traf, so blieb der Gliedermann unbeweglich. Ging aber der Lanzenstoß rechts oder links an der Linie vorbei, so drehte sich nach dem Naturgesetze die Puppe im Kreise und zwar mit um so größerer Kraft, je weiter von der Linie ab der Stoß traf und je länger der in Bewegung gerathene Hebel war.

Beim letzten Commando Jeannin's zog Aubry instinctmäßig und zu früh den Zügel an, sein Gaul gehorchte dem Gebiß und bog zur Seite. Die Lanze Aubry's traf die Quintaine von innen. Die Quintaine drehte sich und die Stange fiel klirrend auf den Stahl von Aubry's Helm.

Aubry wankte ganz betäubt, so gut hatte ihn der Hieb getroffen.

»Bist Du verwundet?« rief Madame Reine, welche zitterte.

Die Brünette griff achselzuckend wieder zu ihrer Stickerei. Aubry sah es und es that ihm im Herzen wehe, denn er wurde ganz blaß.

»Nein, nein, liebe Mutter,« antwortete er, »ich bin nicht verwundet. Nicht der Stockhieb des Engländers hat mich am meisten geschmerzt.«

»Was denn, Kind?« fragte Madame Reine.

Aubry antwortete diesmal nicht. Sein Blick begegnete dem schwarzen Auge Jeannine's, das sie verstohlen und bereuend gegen ihn emporschlug.

»Vorwärts, Messire!« rief der Waffenmeister; »nehmt einen frischen Anlauf und zeigt uns einen besseren Stoß!«

Aubry war lebhaft gereizt. Er mußte seine Rache haben. Gewiß rührte sein heißes Verlangen, richtig zu treffen, zum Theile von der Anwesenheit seiner Mutter her. Allein eine gute Hälfte dieses Verlangens, — oder, wenn wir aufrichtig sein wollen, drei Viertheile desselben und vielleicht noch ein wenig mehr bezogen sich auf die niedliche Stickerin.

Und doch war sie nur eine Spötterin, die ohne Mitleid die Achseln gezuckt hatte.

Eine Schelmin, die, nur um zu lachen, sich hinter dem dicken Vorhang von Wollenstoff verbarg, der sich quer über die Fensterecke zog

O! wie Messire Aubry sie haßte! und wie er sie liebte!

»Jeannin, mein Freund,« rief Madame Reine vom Fenster herab, »bedenkt, ich bitte Euch, daß mein Sohn sich erst vom ausgestandenen Fieber erholt und strengt ihn nicht zu sehr an.«

»Ich bin zu euren Befehlen, edle Dame,« entgegnete



der Kriegsmann grüßend, »und wenn Ihr mir sagen werdet: Genug! — werden wir aufhören.«

»Ei, Jeannin, mein Freund!« rief die Schloßfrau mit einer Bewegung den Unmuths, dessen Grund man vielleicht in der tiefsten Tiefe jenes spitzfindigen Labyrinthes hätte suchen müssen, wohin sich die Laune der Frauen verirrt; — »ei Du lieber Gott! Meister Jeannin, wir wissen wohl, daß Ihr dem Messire Aubry diese Unterrichtsstunden nicht zu eurem Vergnügen ertheilt.«

Jeannin sah sie erstaunt an.

»Ihr täuscht Euch, edle Dame,« sagte er mit Ehrfurcht: »nur zu meinem Vergnügen reite ich dem Sohne meines Herrn zur Seite.«

Er grüßte ein zweites Mal und sprengte dem Jüngling nach, der bereits ferne war.

Madame Reine blieb in tiefen Gedanken stehen.

»Armer Jeannin!« murmelte sie, »was hat er gethan, daß ich ihn so behandle?«

Es war dies gleichsam eine ehrenvolle Selbstbestrafung.

Die Laune ist die Triebfeder der weiblichen Handlungen, sie ist ein bald liebenswürdiges bald süßliches Ding, die Krankheit der Familie, — die Mutter schwarzer Dramen und rosenfarbiger Lustspiele, — und als wir die kleine Bewegung des Unmuths, welche sich Madame Reine entschlüpfen ließ, auf Rechnung der Laune setzten, da fügten wir hinzu: — »vielleicht.«

Mit diesem vorsichtigen Worte von normännischem Ursprung ist man niemals der Gefahr ausgesetzt in einen Irrthum zu verfallen. »Vielleicht« — ist für sich allein so viel werth als alle oratorischen Vorsichtsmaßregeln zusammengenommen. »Vielleicht« — ist viel stärker als das berüch-

tigte: »so zu sagen,« viel stärker als das vorsichtige »gewissermaßen,« stärker sogar als das berühmte und akademiegerechte: »Wenn es mir gestattet ist, mich so auszudrücken.«

»Vielleicht« ist für die Schriftsteller dasselbe, was der Ausdruck: »Unter jedwedem Vorbehalt« für die Gerichtsvollstrecker ist. — Soviel zur Richtschnur.

Wir haben demnach »vielleicht« gesagt, zuvörderst um artig zu seyn, sodann um wahr zu bleiben, denn wenn man auch das beste Vertrauen von der Welt hat, so muß man doch stets vom rechten Wege abzukommen fürchten, wenn man sich auf gut Glück in die unbekannten Gauen der Damen-Metaphysik hineinwagt.

Streng genommen war Reine von Maurever, Witwe des Messire Aubry von Kergariou, Erbherrn auf Roz, Aumone und St. Jean des Grèves kein Tollköpfchen, das sich nach jedem Winde dreht und für die kleinen Geheimnisse ihres Benehmens keine andere Erklärung als ihre Phantasie zu geben vermag. Sie war ein treffliches und wackeres Herz. Sie war das Muster der Gattinnen gewesen und war die beste der Mütter.

Reine von Maurever hat eine reizende, anmuthige Rolle in einer andern Erzählung gespielt. Reine hatte damals um die Stirne einen strahlenden Goldschein von Poesie. Reine glitt damals im Duftnebel der Dämmerung dahin, — wie eine Sylphe; ihre kleinen Füße streiften kaum den Sand, wenn sie die Lilien beugten, die rings um Mont-St.-Michel blühen. Reine ging, liebend und heiß geliebt, aus dem Kerker, wo ihr Getreuer schmachtete, nach dem Felsen, wo ihr Vater Hunger litt; als die gesegnete Vorsehung des Liebsten und des Vaters. Das Meer brauste hinter ihr her, sie verfolgend rasch wie ein Pfeil; der bodenlose Abgrund

öffnete sich gähnend unter ihren Schritten; Gewappnete machten mit ihren blutdürstigen Hunden Jagd auf sie, und Reine trotzte all diesen Gefahren, strahlend in Jugend, Kraft und Schönheit. Hatte sie zum Reitpferd einen Mondstrahl, wie jener reizende Kobold, dessen Namen die guten Leute am bretonischen Gestade ihr beigelegt hatten: Die Ufer=Fee.

Reine war die Ufer=Fee. Sie zählte damals sechzehn Jahre.

Und später dann, wie schön war sie noch als ganz junge Mutter, mit ihrem blonden Engel auf dem Arme.

Und jetzt sehen wir sie mit einem Sohne in dem Alter, um eine Lanze zu führen. Noch ist sie jung, noch ist sie schön und der leicht hingehauchte Schnee, der ihre faltenlose Stirne umgibt, mildert das dunkle Blau ihrer Augen. Ist's denn noch unsere Reine?

S'ist Madame Reine. Die Blüthe gestaltet sich und wird zur Frucht. Die Frucht aber ist nicht reif. Ich weiß nicht welch bitterer Saft unter ihrer Schale arbeitet. Die Landleute der Bretagne nennen die Hülse der Kastanie »die Mutter,« weil sie mit Stacheln gespickt ist. *)

Diese naive Metapher findet wohl keine Anwendung auf die zwanzigjährige Mutter, die ihr Kind wiegt, auf die milde Madonna, die verschönert vom Lächeln ihres Kindes dahin schreitet; eben so wenig paßt sie auf die alte, hochverehrte und angebetete Mutter; sie bezieht sich nur auf die Mutter in dem gewissen Alter des Uebergangs, auf die Beschützerin des jungen Sohnes, den die Gefahren der Welt zu umbrausen

*) Ein alter Zigeunerspruch sagt vom Kastanienbaum: Hoch der Vater, rauh die Mutter, süß das Kind.

beginnen. Das Leben solcher Mütter ist ein Kampf. Gott hat ihnen eine Waffe gegeben.

Die Schale der Kastanie ist unschuldig an den Wunden, die sie sticht. Klagt nie die geliebte Frau an, die ihren Schatz vertheidigt, — aber hütet euch!

Auch ein geliebtes Weib kann stechen.

Nachdem Madame Reine einen Augenblick lang mit dem Auge dem Abzuge Jeannins, des schönen, wackren Kriegsmannes gefolgt war, wendete sich ihr Blick rasch und beinahe böse nach jener Seite, wo das zweite Fenster offen stand, das Fenster der Stickerin mit den schwarzen Augen. Man sah die schmucke Jeannette nirgends. Sie war für Madame Reine gut verborgen. Allein Madame Reine errieth sie hinter dem großen vorspringenden Steinwerk. Madame Reine errieth noch ganz andere Dinge, und ihre zartgebauten Brauen zogen sich unwillkürlich zusammen.

Denn wisset: der einzige Sohn des Ritters Aubry konnte unwillkürlich eine Vasallin heirathen.

Dies war der Grund warum Madame Reine manchmal Regungen des Unmuthes hatte, wenn sie zu dem ehrlichen, treuen, tapfern Jeannin redete, dessen schrankenlose Ergebenheit ihr schon oft die Thränen ins Auge gelockt hatte. Sie liebte Jeannin, sie liebte auch die liebliche Jungfrau. Aber sie war Mutter, und nirgends wird man ein Weib finden, das noch dasselbe über Alles sich wegsetzende Herz des sechzehnjährigen Mädchens in ihrem dreißigsten Jahre besitzt.

Sechzehn Jahre und das Lächeln schelmischer Jugendliebe ist freilich viel lustiger, ich versichere Euch; ein gewandter Romanerzähler tödtet seine Hauptpersonen mit Feuer und Schwert, er erstickt und erwürgt sie, wenn noch keine Falte ihre Stirne verunstaltet, bevor noch der erste Silber-

faden seinen spöttischen Schimmer durch die Rabenschwärze ihrer Locken zieht. Er macht es mit einem Worte wie jene geistreichen, zartfühlenden Rothhäute, die ihren Vätern tanzend und singend die Kehle abschneiden.

Nur warten jene Wilden die Entkräftung des Alters ab. Daran thun sie Unrecht. Beim ersten grauen Haar sollen sie singen, springen und tödten! Warum auch warten?

Sechzehn Jahre und das Lächeln der Liebe! Ach ja! Madame Reine ist ja auch sechzehn Jahre alt gewesen, gerade so wie Jeannine, die anbetenswerthe Brünette, die ihr feindlicher Blick suchte und errieth. Das Unrecht liegt vielleicht darin, daß man sich nicht mehr an die sechzehn Jahre erinnert, die man einst alt gewesen ist. Man bemerke wohl, daß wir abermals sagten: Vielleicht.

Denn es gibt auch noch einen andern Gesichtspunkt. Und kann man wohl hinlänglich jene, durch eine fruchtbare Ehe geheiligten Frauen verehren, die vom Wirbel bis zur Sohle Mütter sind, und in der egoistischen Selbstverläugnung des Muttergefühles sich jedem andern Gefühle entfremden. Wir alle folgen im Leben mit sanft gerührtem Blick den Frauen, die thatsächlich Alles vergessen haben, ausgenommen die heilige Leidenschaft für ihre Familie, jene demüthigen, bürgerlichen Heldinnen, die sich selbst verschwinden und ihr menschliches Ich untergehn lassen, um in Andern Fleisch zu werden, und die in ihrem Eifer kein Maß kennend, jeden Kieselstein für einen Berg, jeden Graben für einen Abgrund haltend, über die Schritte des vergötterten Kindes wachen.

Sind diese Frauen, diese Mütter nicht der rührendste Ausdruck der Vorsehung Gottes?

Allein die arme Jeannine konnte doch auch nichts dafür.

Man muß gerecht gegen Jeden seyn. Sechzehn Jahre alt zu seyn ist am Ende doch auch kein Verbrechen.

Diese verwittweten Mütter, denen der Tod des Gatten die ernsthafteste aller Verantwortlichkeiten auferlegt hat, gehen manchmal über ihr Ziel hinaus. Jeannine war nicht Schuld daran, daß sie schön war.

Von dem was Madame Reine durch die Macht des mütterlichen zweiten Gesichtes errathen hatte, wußte Jeannine nicht besonders viel. S'ist wirklich wahr, — Jeannine wußte nicht, daß Messire Aubry sie liebte, und Messire Aubry hatte für seine Person eben so wenig eine Ahnung davon.

Und Jeannin, der gute Jeannin, der unschuldigste und von Madame Reine am übelsten behandelte von Allen, — Jeannin wäre aus den Wolken gefallen, wenn man ihm das erste Wort davon gesagt hätte!

Da sehe man nun die Spitzfindigkeit. Die Mütter wollen mit aller Gewalt sich nicht an ihr sechzehntes Jahr erinnern, und doch sehen sie nur gerade deshalb, weil sie sich daran erinnern, durch Mauern von Granit, errathen Alles und sind mit einem Worte wahre Zauberinnen.

Indessen haben wir das vorliegende Capitel nicht deshalb „die Puppe“ überschrieben, um die Mutter von dreißig Jahren mit den hölzernen Engländern zu vergleichen, die sich auf einem Zapfen drehen und nach rechts und links reichliche und tüchtige Stockhiebe austheilen. Wie überlassen sogar die Metapher von der Kastanie jedem, der dazu Lust hat, und kehren zu unserer Erzählung zurück.

Messire Aubry sprach, während er seinen Anlauf nahm, zu sich selbst:

„Schuft von einem Engländer! Du sollst sehen ob ich Dich fehle!“

Das spöttische Lächeln Jeannine's war für ihn etwas Entsetzliches! Und dann der demüthigende Schrecken der Madame Reine! Man behandelte ihn gerade so wie ein Kind. Man fürchtete für ihn den Stock des Gliedermannes!

»Die linke Hand hat den Fehler gemacht, Messire Aubry,« sagte Jeannin mit Nachsicht; »man muß den Zügel niemals im letzten Augenblicke anziehen. Wenn Fräulein Bertha von Maurever, eure edle Muhme, nach dem Herrenhofe kommt, wie man spricht, so wird sie eure Geschicklichkeit zu sehen wünschen.«

»Par Dieu!« rief Aubry, »ich kümmere mich blutwenig um Fräulein Bertha von Maurever!«

Jeannin lächelte boshaft.

»So war's also die Sonne, die Euch neulich Morgens zum Erröthen brachte, als wir in der Stadt Dol unter ihrem Balcon vorüberritten, Messire Aubry.«

Guter Jeannin! die Sonne war's nicht, — nein, gewiß nicht. Allein gegenüber von dem Herrenhause, welches Messire Morie von Maurever und seine Tochter Bertha bewohnten, befand sich ein Kramladen, welchen Frau Fanchon le Briol hielt. Frau Fanchon le Briol war Jeannine's Großmutter und das Mädchen kam von Zeit zu Zeit auf Besuch zu ihr. An diesem Tage war Jeannine gerade auf Besuch bei Frau Fanchon le Briol und Aubry hatte die reizende Brünette hinter den Fensterscheiben des Kramladens erblickt.

Madame Reine für ihre Person wußte es freilich ganz gut, daß, wenn ihr Sohn Aubry plötzlich ohne alle Veranlassung erröthete oder erblaßte, weder Bertha von Maurever noch die Sonne damit etwas zu thun hatten. Sie hätte viel darum gegeben, wenn es nicht so gewesen wäre.

»Ich habe zu Fuß und zu Pferde viele Meilen in unse-

rer Bretagne zurückgelegt,« nahm Jeannin das Wort, »allein nirgends habe ich ein Fräulein gesehen, das edler und körperlich bevorzugter wäre, als Bertha von Maurever. In eurem Alter ist's erlaubt, sich seine Dame zu wählen. Sträubt Euch nicht dagegen; es fällt Niemand ein, Euch darob zu tadeln.«

Aubry versetzte seinem schönen Pferde einen doppelten Sporenstoß. Das so unvermuthet gespornte Thier sprang in die Höhe und schoß dann vorwärts. Fairagus und Dame Loyse, die durch diese Bewegung aus ihrem behaglichen Halbschlummer aufgescheucht wurden, folgten bellend dem Rosse. Wenn man diesen plötzlichen überstürzten Anlauf sah, so konnte man beinahe auf die Vermuthung gerathen, das Spiel habe sich in eine wüthende Schlacht verwandelt.

Allerdings war der Anprall ein gewaltiger, aber der Sieg blieb abermals dem Hallunken von einem Engländer. Messire Aubry, der ohne Zweifel durch die unzeitige Bemerkung Jeannins ein wenig zerstreut worden war, stieß seine Lanze mit der vollen Kraft des Armes gegen die linke Schulter des Gliedermannes, der sich herumdrehte und ihm von hinten einen gewaltigen Hieb versetzte.

So gewaltig war dieser Hieb, daß Aubry über den Kopf des Pferdes hinausflog und sich im Staube wälzte.

Madame Reine schlug die Hände zusammen, die Stimme versagte ihr in der Kehle. Jeannine ließ die Stickerei fallen und stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Hinter der Stechpalmenhecke ließ sich ein gellendes Gelächter vernehmen und eine Stimme, die nichts Menschliches hatte, rief lustig folgende Worte:

»Ei seht! Messire Aubry hat den Hals gebrochen! Ha! ha! ha!«

Und zur selben Zeit kam hinter dem dunkelgrünen Laubwerk ein seltsames Gesicht zum Vorschein, das kaum viel höher als der Boden sich zeigte.

III.

Fierabras der Spinnenbesen.

Die sonderbare Person, welche dem Anscheine nach dem Sturz Messire Aubry's ihren vollsten Beifall geschenkt hatte, zeigte nun ihren Kopf. Allein der Kopf war an und für sich merkwürdig genug, um eine besondere Beschreibung zu verdienen.

Man muß sich eine vollkommen runde Kugel vorstellen, in welche man mit leichten Andeutungen ein Gesicht eingeschnitzt hat, nach jenen naiven Elementarregeln, deren sich die Kinder bedienen, um auf ihre Papierdrachen die Frau Sonne oder den Herrn Mond zu zeichnen. Die Nase trat nicht hervor. Der Mund war eine gerade Spalte. Die weit aus dem Kopfe heraushängenden Augen glichen den beiden Hälften einer Bohne. Die fahlen, buschigen Brauen waren auf die Stirn selbst gepflanzt.

Wenn in unseren Tagen ein Haus gebaut wird und die jungfräulichen Mauern den ganzen fleckenlosen Glanz ihres vollkommen frischen Gypses in der Sonne zur Schau stellen, da kommt Colignon, ein Soldat aus dem mittlern Glied, oder Panolet, ein Pariser Straßenjunge, mit einer Kohle. Das weiße Kleid des jugendlichen Gebäudes wird befleckt. Panolet und Colignon, die alle Beide Freunde der schönen Künste sind, zeichnen dasselbe phantastische Profil an die Wand und gehen dann leichten Herzens an ihre Geschäfte.

Das seltsame Gesicht, das sich zwischen der Stechpalmenhecke zeigte, glich ganz genau den Werken Colignon's und Panolet's. Nur hatte die Personnage, der diese Rudimente von Gesichtszügen angehörten, keine Pfeife im Munde. Man hatte damals nur erst das Pulver erfunden.

Sein Haupthaar war der wichtigste Theil seines ganzen Individuums. Diesem Haare verdankte er ohne Zweifel den Spitznamen Spinnenbesen, den man seinem Namen Fieràbras anhängte.

Das Wort Spinnenbesen (araignoire) findet sich nicht im Wörterbuch der Akademie. Es bezeichnet die halbkugelförmige Bürste mit langem Stiel, mittelst welcher man die Spinngewebe zerstört. Fieràbras war ein solcher Spinnenbesen, aber mit kurzem Stiele.

Das Haar, welches seinen runden Kopf bedeckte, war stark, steif, buschig und roth wie Feuer. Diese schreiende Farbe ließ die aufgedunsene Blässe seines Gesichtes noch mehr hervortreten, welches man für einen schlecht gelungenen ersten Entwurf hätte halten können, den man schon nach Kurzem wieder aufgegeben hat.

Und doch zeigte sich in diesem armseligen, vom Schöpfer oder vom Spotte des Zufalls verunstalteten Gesichte — Intelligenz; — ja, noch mehr, — ein eigener Wille. In welchem Zuge der geistige Blitz lag, der dieser Mißgestalt Licht verlieh, wußte man nicht, aber das Licht war da.

Der rothe Kopf von Fieràbras bewegte sich, als ob sein zwischen der Hecke stecken gebliebener Rumpf eine Anstrengung gemacht hätte, um aus derselben heraus zu kommen. Dieser Rumpf mußte der eines Riesen seyn, wenn man ihn nach dem Umfange des zottigen Kopfes beurtheilen wollte.

Allein Fieràbras war wahrhaftig ein phantastisches Wesen. Sein Kopf, den wir knapp an der Erde gezeigt haben, war dort in seiner natürlichen und normalen Lage. Fieràbras war ein Zwerg von der kleinsten Gattung. Er hatte nur drei Fuß Höhe.

Sein Gewand war das eines Edelmannes. Er trug die Farbe Coëtquen's, seines Herrn, und ein kleiner Schild, der auf den Brustlatz seines Wamses gestickt war, zeigte sein eigenes Wappen, das aus »Truthahn-Schnäbeln im goldenen Felde« bestand.

Wie man sieht war Fieràbras auf die Ideen des Königs Ludwig XI. von Frankreich eingegangen. Er machte sich gerne über den Adel lustig.

Und um die Wahrheit zu sagen ließ man ihn auch gewähren. Warum hätte man auch in einem Lande, wie die Bretagne, wo der Adel stets so mächtig, so groß und verehrt war, die Zwerge hindern sollen, sich einen Spaß zu machen. In welchem Jahrhundert hat man es überhaupt einsehen wollen, daß das Lachen der Zwerge tödtlich ist?

Wenn jede Größe auf der Welt ihren Verfall findet, wenn Alles nach und nach bedroht wird, die Könige, die Völker, ja Gott selbst, — so sind's die Zwerge, die lachen. Jedes Mal, wenn die Zwerge lachen, stürzt etwas Großes zusammen.

Und doch sagt man heut zu Tage wie damals: »Laßt sie lachen!«

Und die Zwerge lachen, daß sie sich winden, die Zwerge von Fleisch und Bein, die Zwerge aus gedrucktem Papier, die Zeichenstift-Zwerge, — was weiß ich! Von Zeit zu Zeit erbebt der Boden, wanken die Paläste, donnern die Kanonen, aber die Zwerge lachen.

Laßt, o laßt sie lachen, die Zwerge!

Fieràbras, der Spinnenbesen, kroch in dem Momente aus der Hecke hervor, wo der junge Aubry von Kergariou so heftig den Boden küßte. Er schüttelte sich und brachte sein Gewand in Ordnung, das durch die Stacheln der Hecke ein wenig verstört worden war.

»He! he! he!« kicherte er; »ich komme gerade zur rechten Zeit. Dieser hölzerne Edelmann ist mehr werth, als der Sohn eines Kämpen von Fleisch und Bein, wie es den Anschein hat. Guten Morgen Ferragus, guten Morgen Dame Loyse, guten Morgen Ihr Andern alle!«

Die Andern waren Madame Reine Kergariou, Aubry, Jannin und Jeannine. Fieràbras geruhte nur die Hunde beim Namen zu nennen.

Jannin grüßte ihn mit einem freundlichen Kopfnicken. Madame Reine, die über Aubry's Fall bereits beruhigt war, sagte ihm lustig guten Tag und Aubry selbst neigte feierlich die Lanze vor ihm.

Wenn in Madame Reine noch eine kleine Unruhe zurückgeblieben war, so bezog sich diese Unruhe nicht auf den Sturz ihres Sohnes. Eine feine, sanfte, liebliche Stimme summte ihr im Ohre, wie der Stich eines Insects. Als sie vor Entsetzen laut aufgeschrien, hatte ein anderer Schrei des Schreckens dem ihrigen geantwortet Jeannine war da, Reine wußte es.

Der Zwerg, mochte es nun Dummheit oder Bosheit seyn, nahm es auf sich, den Stich zu einem giftigen zu machen.

»Ei seht doch, wie blaß Ihr heute seyd, hinter eurem Vorhang dort, schöne Demoiselle Jeannine!« rief er aus.

»Messire Aubry, sagt ihr doch, daß Ihr Euch nicht wehe gethan habt!«

Der junge Mann erröthete; Jeannine wendete das Köpfchen ab, Madame Reine biß sich in die Lippen.

Jeannin brach in ein helles, freimüthiges Lachen aus.

»Schau, schau!« sagte er; »Du warst auch da, Töchterchen?«

»Nun da seht einmal!« setzte er hinzu, indem er sich gegen Aubry wendete, »stellt Euch nun einmal an Jeanninens Stelle eure schöne Cousine Bertha von Maurever vor, welche Figur würdet Ihr da gespielt haben, Messire Aubry?«

Diesmal erbleichte Jeannine und Aubry sah seinen Freund Jeannin mit einem schiefen Blicke an.

Und Madame Reine, diese vortreffliche Mutter, aber ungerechte Frau, sprach bei sich selbst:

»Wie dieser Jeannin sein Spiel verbirgt!«

Der wackere Waffenmeister verbarg wirklich ganz und gar nichts.

»Was haben wir denn?« nahm Fierabras wieder das Wort, sich an der Verlegenheit weidend, die er hervorgerufen. »Sind wir denn bei einem Begräbniß? S'ist ja keine Christenseele lustig hier, als ich und der Engländer da. Seyd ruhig, Kergariou, bevor ein Monat um ist, werdet Ihr eure Lanze gegen Gliedermänner von Fleisch und Bein einlegen, denn der König von Frankreich ist im Zorn.«

»Weißt Du was Neues, Kind?« fragte Madame Reine rasch.

Wir müssen hier einschalten, daß Fierabras bereits einige vierzig Jahre alt war. Allein dies ist abermals ein Charakterzug von Madame Reine, die reizende Frau lachte niemals und umgab sich mit einem hohen Bollwerk von

Würde, das manchmal etwas lästig wurde. Den Zwerg Fierâbras *) oder Spinnbesen zu nennen, hätte ihrem würdevollen Ernst Abbruch gethan und wäre beinahe einem Lachen nahe gekommen.

Pfui aber über das Lachen!

Diese Familienmütter um jeden Preis, diese nur am untersten Boden unseres armseligen Lebens klebenden, eingefleischten Hausfrauen, diese fanatischen Schlüsselbewahrerinnen der Prosa sind wohl im höchsten Grade achtenswerth, aber sehr wenig unterhaltend.

Hätten wir nicht einer bessern Eingebung gefolgt, wenn wir auf dem Söller des Schlosses eines jener lieblichen, lächelnden Gesichter gepflanzt hätten, welche das Halbdunkel des Herrenhofes fröhlich durchdringen, — eine jener sanften Frauen, welche das Glück ausstrahlen, wie die Sonne das Licht ausstrahlt, eine von Jenen, wie wir sie alle kennen, — als die schönen Freudenspenderinnen des heimischen Herdes, als die anmuthigen Engel der Familie.

Allein wir schreiben nur die volle Wahrheit. Zurück also für diesmal mit dem Ideale.

Die Poesie wird von andern Seiten kommen. Reine von Maurever, unsere blonde Uferfee, hatte bereits ihr fünfunddreißigstes Jahr erreicht. Sie hatte viel gelitten, Gefahr umgab sie ringsum. Als Witwe allein mit ihrem Seelenkummer hatte sie ihre jungen Hoffnungen in der traurigen Wirklichkeit untergehen gesehen, sie hatte ihre Hoffnungen eine nach der andern verloren und sie lebte in stätem Mißtrauen

*) Fierâbras ist der Name eines Riesen aus einem uralten Ritterromane und bedeutet: der Starknervige.

gegen das Geschick, das sie gewiß nicht verhätschelt hatte, und gegen die Menschen, die sie nur zu oft getäuscht hatten.

Es war die reife Lucretia, — die Mutter, — das Weib, das dem Seidenwurme gleich in dem schmalen Gesichtskreis des häuslichen Herdes sich einpuppt.

Es war die Henne, die sich zum Kampfe gegen alle Welt rüstet, unter dem Vorwande, daß sie Küchlein hat.

Und doch war sie einst kühn, jung und enthusiastisch gewesen. Sie hatte leidenschaftlich geliebt. Zwanzigmal hatte sie ohne Bedauern und ohne Ueberwindung ihr Leben dem Zufalle preisgegeben, weil sie liebte, weil sie die Geliebte eines Geächteten und die Tochter eines Märtyrers war.

Doch all dies — vormals! — O es ist ein häßliches, abscheuliches Wort, das Wort: Vormals!

In diesem Worte liegt das Alter, die Ewigkeit, die entstellend der Geschmeidigkeit folgt, die Haare, welche weiß werden, oder ausfallen, der Heroismus, der sich in Vorsicht oder Gallsüchtigkeit verwandelt, gleich dem edlen Weine, der zur klebrigen Hefe, wenn nicht gar zu Essig wird.

Für gewisse Weiber, die Gott gesegnet hat, hat das Wort Vormals keinen Sinn. Sie sind als Mütter so, wie sie als junge Mädchen waren. Die glücklichen Jahre drücken eine Krone auf ihr Haupt. Etwas Erhabenes und Heiteres sagt Einem, daß man sie verehren darf, ohne daß es Einem verwehrt ist sie zu lieben.

Die volle Majestät der Familie liegt in ihnen. Sie sind es gewiß nicht, welche sich vor dem Lächeln scheuen oder die liebe Lebenslust anstößig finden.

Madame Reine hatte noch immer schöne Hände, aber an jedem ihrer Finger wuchs, ohne daß sie es wußte, eine

Klaue hervor. Sie kratzte unschuldiger Weise diejenigen, welche sie liebte.

Madame Reine hegte eine gewaltige Scheu in die Sünde der Frivolität zu verfallen, daß die Langeweile sich rings um sie her geltend machte, wie die eisige Feuchtigkeit von den Wänden eines Kellers herabtröpfelt.

Das Furchtbarste — (früher oder später muß man es ja doch wohl einmal sagen) — das Furchtbarste war der Umstand, daß Jeannin, der arme Jeannin, schön wie ein Apollo war. Madame Reine hatte aber Augen und noch dazu wunderschöne Augen, unter Haaren, die in einer einzigen Leidensnacht weiß geworden waren.

Wenn nun aber auch diese Frau manche Verkehrtheiten und Fehler an sich hatte, so war sie doch immer die würdige Tochter eines Ritters, die würdige Witwe eines Edelmannes. Ihre aufrichtige und unbeugsame Tugend blieb über jeden Angriff erhaben.

Wenn sie Jeannin verletzte, so dachte sich Jeannin:

»Madame Reine kann mich nicht leiden!«

Ach, im Gegentheile! Madame Reine, die eine vortreffliche Christin war, würde sich's zur Gewissenssache gemacht haben, Jeannin zu verletzen, wenn sie ihn gehaßt hätte.

Auf der einen Seite stand also Jeannin, der für die Ruhe der Madame Reine zu schön war, auf der andern Seite aber Jeannine, die wieder zu schön war, um nicht die Theilnahme von Messire Aubry zu erregen. Man muß einsehen, daß dies unleidlich wurde.

Wenn man noch diesen Jeannin und seine Tochter hätte losbringen können! Allein dieser Jeannin war trotz seiner milden Bescheidenheit ein wichtiger Mann im Lande. Mehr als ein Cavalier beneidete ihn um die Achtung, die ihm Franz II.

Herzog von der Bretagne zollte. Außerdem war er ein so alter Freund. Jeannin hatte den Erben von Kergariou geboren werden sehen. Jeannin hatte den letzten Seufzer des seligen Messire Aubry vernommen, der Madame Reine und ihr Kind in seiner Obhut zurückgelassen hatte.

Jeannin liebte Madame Reine zugleich als seine Gebieterin und als seine Schwester. Für sie und für den Erben von Kergariou würde er tausendmal sein Leben hingegeben haben. Hätte er gesehen, daß seine Tochter und Aubry sich liebten, so würde er seine Tochter auf die Sattelcroupe genommen haben und mit ihr bis ans äußerste Ende der Welt geflohen seyn.

Madame Reine wollte dies nicht sehen, sie mißtraute sich selbst. Sie war unzufrieden mit sich selbst und unzufrieden mit Andern. Sie brauchte Opfer.

Moral: Wenn Ihr auf eurem Wege einer Henne, die Junge hat, und einem Wolfe begegnet, so schlagt Euch auf die Seite des Wolfes — und zwar auf's Schleunigste?

Denn Ihr werdet wenigstens die Genugthuung haben, daß Ihr den Wolf erschlagen dürft, während die Henne Euch mit ihren Flügeln grausam zerschlagen wird, ohne aufzuhören ein Theilnahme erweckendes und achtbares Geflügel zu seyn.

Diejenigen, die Euch im Blute sehen, werden sich gerührt die Augen wischen, eine Stimme wie Jean-Jacques annehmen und ausrufen: Das Thier kämpft für seine Jungen, — o heiliger Instinct der Natur!

Doch genug der Abschweifungen. Wo blieben wir stehen?

Madame Reine zog es vor, einen bärtigen Kauz von

vierzig Jahren Kind zu nennen, als sich zu den burlesken Spitznamen Fieràbras und Spinnbesen herabzulassen.

»Oho!« meinte der Zwerg. »Ihr fragt mich um Neuigkeiten? S'ist jetzt bald eilf Uhr und ich ginge lieber zum Essen. Neuigkeiten! — S'ist eben kein großer Mangel an solchen. Wißt Ihr nicht, daß der Kinderfresser die beiden Mädchen von Hainet Beeuli im Flecken de la Rive gestohlen hat?«

»Ist's möglich!« rief Madame Reine; »zwei arme kleine Engel, die noch nicht einmal zehn Jahre zählten!«

»Zehn Jahre, eilf Jahre, bis zu zwölf Jahren geht's,« entgegnete er; »aber er entführt auch Fräuleins von achtzehn Jahren,« setzte er plötzlich hinzu, indem er sich gegen Jeanninens Fenster wendete, »er ist ein galanter Menschenfresser.«

»Und hast Du, mein Kind, dieses abscheuliche Ungeheuer gesehen?« fragte Madame Reine.

»Ja, ja,« versetzte der Zwerg, »s'st ein schöner, großer und starker Ritter, der von so gutem Adel ist wie Ihr und ich. Er führt den Namen Graf Otto Beringhen; er ist aus Deutschland gekommen mit den Pilgern, die zum Michelsberg wallen. Ob ich den eisernen Mann kenne! Gott sey Dank! ich kenne alle Welt.«

»Hollah!« unterbrach er sich selbst. »Da seht nur, Jeannin wird dem Messire Aubry zeigen, wie man einen Engländer in geradem Anlauf trifft. Seht nur, seht, edle Dame, was für ein herrlicher Kriegsmann ist doch dieser Jeannin! Ihr dürfet bis nach Paris, der größten Stadt wandern, bevor Ihr seinesgleichen fändet!«

Madame Reine runzelte die Stirne und wendete das Haupt ab.

Jeannin hatte sich in der That Raum zum Ansprengen

genommen und kam im Galopp auf den Gliedermann zu. Er war auf den Sattelbogen seines Pferdes herabgebeugt, und hielt seine Lanze auf eine Weise, daß er die Puppe von unten nach oben anrennen mußte, um jenen schönen Stoß auszuführen, der darin bestand, daß man den Engländer, Saracen oder jeden andern Gliedermann von seinem Zapfen emporhob und weithin in den Sand schleuderte.

Messire Aubry folgte aufmerksam seinen Bewegungen.

Fieràbras hatte Recht. Es war unmöglich einen vollendeteren Cavalier zu sehen, als Jeannin. Kraft, Gewandtheit, Anmuth, — Alles vereinte sich in ihm. Sein geschmeidiger Körper folgte den Bewegungen des Pferdes, als ob die vier Beine des kraftvollen Gaules die natürliche Grundlage dieses harmonischen, kräftigen Ganzen wären.

Der Wind des Anlaufes erfaßte seine blonden Haare, deren Locken um den blitzenden Stahl des Helmes flatterten.

Madame Reine hatte den Kopf in entgegengesetzter Richtung abgewendet, allein nichtsdestoweniger sah sie Alles. Keinem Menschen ist es unbekannt, daß der Blick der Damen allen Gesetzen der Optik ein Schnippchen schlägt. Madame Reine zuckte die Achseln.

In diesem Augenblick traf Jeannins Lanze den Gliedermann gerade unter dem Kinn, mitten ins Centrum der Schwerkraft, hob ihn zehn Fuß vom Boden empor und schleuderte ihn weit hinaus.

»Bravo!« rief Fieràbras.

»Bravo!« rief Aubry.

Jeannine klatschte triumphirend in ihre kleinen weißen Hände.

»Gott sey Dank!« sagte Madame Reine mit Unmuth; »das ist mir nun ein schönes Gebaren, Meister Jeannin. Es

paßt sich schön für Euch, in eurem Alter eure Kraft zu zeigen, um meinen armen Sohn Aubry zu demüthigen!«

Jeannin entgegnete nichts, aber er ward blaß.

Fieràbras erhob seine Gerte und begann aus Leibeskräften den umgeworfenen Engländer durchzuprügeln.

»Da, Hallunke, da!« schrie er dazu. »Und das, und das und das auch noch! Da hast Du noch eins!«

Er schlug mit aller Kraft und mit solcher Herzenslust darauf los, daß er endlich den Athem verlor. Er hielt inne, als ihm der Athem gänzlich verging, und sagte, während er sich die schweißbenetzte Stirn abwischte:

»Mauprebleu! so sind wir nun einmal, ich und Madame Reine! Wir schlagen auf die Leute los, die nicht zurückschlagen.«

IV.

Die ehemalige Uferfee.

Fieràbras der Spinnenbesen war ein Zwerg von vielem Geist. Als er den auf dem Boden liegenden Engländer peitschte, lieferte er eine blutige Kritik des thörichten Grolles von Madame Reine. Allein Jeannin, der arme Jeannin hörte ihn nicht.

Er war im tiefsten Herzensgrunde betrübt und dachte sich wie immer:

»Was habe ich doch Madame Reine gethan, daß sie mich so verabscheut?«

Und er wehrte sich eben so wenig dagegen, als der hölzerne Engländer gegen die Hiebe von Fieràbras' Gerte.

Die Sonnenuhr zeigte die eilfte Stunde. Im Felde,

hinter dem Gehölze und in den Waldlichtungen, die sich zur Rance hinabsenkten, vernahm man Hirtenrufe. Die zum Herrenhofe führenden Wege bedeckten sich mit Thieren und ihren Hütern. Die Herrschaft von Roz war eine gar schöne und gute. Zur Speisestunde saßen dort wohl dreißig Burschen und Mägde um den großen Tisch in der Küche herum.

Die Glocke ertönte.

Bei diesem Ruf von guter Vorbedeutung machte der Zwerg einen Rundsprung.

Von Nord und Süd, von West und Ost erklangen jene eintönigen, schwermüthigen Liederstrophen, die einander alle ähnlich sehen und gleichsam den ewigen Gesang der bretonischen Landes bilden. Sie antworteten einander und wechselten miteinander ab. Es war ein sonderbares Concert. Bald mengte der Wind alle Lieder untereinander; bald erhob sich wieder eine heisere, krächzende Stimme als Solo zwischen das Gebrüll der fetten Kühe und dem Geblöcke der Schafe, das gleichsam die Orchesterbegleitung bildete.

Pelo, der Rinderhirt, sang, schreiend wie ein Zahnbrecher:

»Perrinchen, mein Perrinchen,
Lon li lan la,
La deri deri, dera,
Perrinchen, mein Perrinchen,
Wo sind deine Kälber hin?
Wo sind deine Kälber hin?«

»Sie sind im Wiesengrunde
Lon li lan la,
La deri deri, dera . . .«

Hier unterbrach ihn die kleine Joanne, welche die

Gänse hütete, indem sie ihm mit einer gellenden Fistelstimme antwortete:

»Beim hellen Tageslichte
Kamm jüngst mein Schatz zu mir,
Gar schön vom Angesichte,
Geputzt in vollster Zier;
Die Dorfhunde haben ihn kennen müssen,
Sonst hätten sie ihn, ma foi! gebissen.

Er trägt bei dem Besuche
Ein Hemd, gestickt sogar,
Und einen Rock von Tuche.
Ein graues Stiefelpaar,
Und vorn an der Weste lassen die Ränder
Heraushängen noch viel bunte Bänder.

Hierauf entgegnete Mathelin, der Ferkelhüter, seine erste Liebschaft erzählend:

Bei meiner Braut im Garten
Saß ich, und war nicht still
Und macht' auf alle Arten
Ihr Complimente viel
Saperdibix!
Und macht' auf alle Arten
Ihr Complimente viel.

Ich sprach von unsern Wägen
Und von den Ochsen auch,
Und daß das Eierlegen
Sey bei den Hühnern Brauch
Saperdibix! u. s. w. *)

*) Es ist unmöglich die naive Natürlichkeit dieser im Dialecte der Bretagne geschriebenen Volkslieder wieder zu geben. Eine wörtliche gereimte Uebersetzung ersetzt vielleicht den Fehler am besten. Anmerk. des Uebersetzers.

Alle diese Lieder, deren Worte so lustig, so spöttisch und naiv gedankenreich sind, wurden nach Melodien in Moll gesungen, nach jenem langsamen, traurigen Rhythmus, welcher der Bretagne eigenthümlich ist, und schlossen stets mit einer klagenden Cadenz, die immer dieselbe blieb.

Allgemein erfüllten die Heerden und Knechte die Plattform. Die Knechte gingen ihre Mahlzeit einzunehmen; die Thiere brachten die Stunde der drückendsten Sonnenhitze im Stalle zu.

Die Herrschaft war bereits im Speisesaale.

Der Speisesaal von Roy war ein hochgelegenes, geräumiges Gemach, mit Schieferplatten gepflastert, kalt trotz der draußen brennenden Sonne und an seinen kahlen Wänden die Feuchtigkeit zeigend, die unabläßig herabperlte. Ein enormer Eßtisch, aus dunklem Eichenholz gearbeitet, und aus zwei zusammengelegten Tafeln bestehend, nahm fast den ganzen Saal seiner Länge nach ein. Gegenüber von dem Eßtisch erhob sich ein Ständer, auf dem die Teller von brauner Erde sich gemüthlich mit silbernen Schüsseln paarten bis zu einer Höhe von drei Fuß unter dem Plafond.

Oberhalb der Eingangspforte hatte ein eingeborner Künstler entsetzlich rothe Aepfel und Trauben gemalt, denen der Fuchs mit Vergnügen entsagt haben würde. Gerade in der Mitte dieses Kunstwerkes befanden sich die Wappenschilder von Maurever und Kergariou, unter einem und demselben Helme ihre oft verschwägerten Zeichen vereinend. Dort und da an den Mauern prangten Hirschgeweihe.

Das war Alles.

Dazu füge man noch einen enormen Tisch, der sich unter der Wucht von Rind- und Schweinefleisch und Wildpret bog, aus Holz geschnitzte Stühle, und eine vier Zoll dicke

Strohmatte für die Burgfrau, so hat man ein vollkommen genaues Bild von dem Speisesaale von Roz.

Zur Zeit des Herrn Hue von Maurever, ja selbst noch zur Zeit von weiland Messire Aubry von Kergariou waren hier ritterliche Feste gefeiert worden. Aber sie waren todt alle Beide. Und Feste geziemen sich nicht unter dem Dache einer Witwe.

Madame Reine war, man darf es glauben, weder geizig noch ungesellig. Nur nahm sie Rücksicht auf ihre eigenthümliche Stellung.

Niemand im ganzen Gau war mehr verehrt als sie. Und in jeder Hinsicht verdiente sie es auch, die wackere Dame. Die Fehler, die sie hatte, schadeten den Fremden und Gleichgiltigen nicht. Die hübschen Finger mit ihren Nägeln kratzten nur die ihr Nahestehenden, die ihr Ergebenen.

Lange Zeit hatte die Bretagne jene schönen Sitten ihrer von den Inseln gekommenen Ahnherren *), die Walter Scott so oft und so prachtvoll beschrieben hat; lange Zeit setzten sich Herr und Diener an denselben Tisch, in der gemeinsamen Gastlichkeit des Herrenhauses.

Im XV. Jahrhundert war dem nicht mehr so. Der Tisch der Herrschaft gehörte nur für die adeligen Gäste und für jene privilegirten Tischgenossen, die man das Haus nannte.

Bei den großen Herren bestand das Haus nur aus Edelleuten.

Bei den bloßen Adeligen bildete das Haus eine Mittelclasse, die nach außen schon mit der Bürgerschaft in Ver-

*) Die Bretagne (Armorica) hatte ihre Einwohner aus der britischen Insel bekommen und dieselben waren nicht germanischen, sondern celtischen Ursprungs.

Anmerk. des Uebersetzers.

bindung stand und in der That ihre Wichtigkeit nur von den Waffen entlehnte, die sie trug.

Es war dies der Stallmeister, der Page oder die Pagen und die Waffenleute. Dazu kam noch der Güterverwalter, der Almosenier und manchmal der Jagdmeister.

Im Herrenhause von Roz gab es keine eigentlichen Waffenleute. Mit Ausnahme von Dom Sidoine, dem Caplane, griff in vorkommendem Falle das ganze Haus zu den Waffen. Jeannin that Stallmeisterdienste. Dann war noch ein kleines Bürschchen da, Namens Marcou von St. Laurent, welches als Page diente. Der Güterverwalter hieß Meister Bellamy und vereinigte diese Würde mit der des Haushofmeisters.

Diese verschiedenen Hausoffiziere nebst Jeannine, der Tochter des Stallmeisters, der gleichzeitig auch mit der kriegerischen Erziehung des jungen Aubry beauftragt war, hatten allein das Recht, sich an den Herrentisch zu setzen.

Dom Sidoine diente dem jungen Aubry zum Lehrer.

Fieràbras hatte sein besonderes Tischchen neben Madame Reine, die so ihre etwas eitle Würde und ihre Schwachheit für den Zwerg in Uebereinstimmung brachte.

Man nahm Platz.

Marcou von St. Laurent, der Page, ein kleiner häßlicher Spitzbube, ganz und gar jenen langweiligen, schmachtenden Bildern unähnlich, die auf den Umschlägen unserer Romanzenbücher das Weiße ihrer Augen zum Himmel emporschlagen, Marcou fand Gelegenheit, Fieràbras bei seinen rothen Haaren zu ziehen. Er war bereits fünfzehn Jahre alt, dieser Marcou. Und doch streckte er noch gegen Jeannine die Zunge heraus und hatte keine Ahnung davon, daß das neunzehnte Jahrhundert auf die Pagen sechzigtausend

alberne, aber romantische Lieder mit Guitarrebegleitung machen würde.

Er liebte nichts als das Spiel, den Wein von Nantes, der doch gerade kein Nektar ist, und die edle Froschjagd.

Fierabras erwiederte ihm seine Höflichkeit, indem er ihn bis aufs Blut in seine magern Waden zwickte.

Währenddem setzte sich Jeder in die nöthige Sammlung und Dom Sidoine sprach das Benedicite.

»Amen!« sprach Fierabras; »wenn ich ein reicher Edelmann wäre, so würde ich Euch diesen närrischen Pagen abkaufen, edle Dame.«

»Und was würdest Du mit ihm thun, Kind?«

»Ehre würde ich mit ihm nicht besonders viel aufheben, obgleich er so lang ist wie ein Hellebardenschaft.«

»Nun also, Rothkopf,« entgegnete Marcou, »dein Kopf ist ja ein Besen, ich werde den Stiel dazu machen.«

Madame Reine hustete trocken. Wenn eine Lucretia sich in dem vorschriftmäßigen Alter nicht erdolcht hat, so darf man sich's deshalb später nicht etwa einfallen lassen, mit ihr lustig zu seyn. Wenn sie sich zur rechten Zeit ermordet hat, so ist's ein Trauerspiel, und Jeder kann sich wenigstens davor in Acht nehmen.

Was that denn jener Sextus Tarquinius?

Schöne Damen, o schöne Damen, die ihr so viele Blumen auf den Mantel der Tugend zu sticken wißt, nicht wahr, um sich Achtung zu verschaffen, selbst einem Sextus Tarquinius gegenüber, braucht man sich nicht mit starren Stacheln zu umgeben, wie eine Distel? Wenn Sextus aus der Rolle fiel, so geschah es wohl nur deshalb, weil Lucretia Wolle spann und er sie für ihre eigene Stubenmagd hielt. Schöne Damen, Ihr hättet mit eurem weißen Finger dem Sextus

Tarquinius spöttisch und gebieterisch die Thüre gewiesen. Und Sextus Tarquinius liefe vielleicht jetzt noch.

Und wie vielen Alexandrinern wäre man in diesem Falle entgangen!

Als Madame Reine trocken gehustet hatte, verschlang sie einen Löffel Suppe, die viel zu heiß war, und verbrannte sich fürchterlich. Deshalb wendete sie sich gegen Jeannine und sprach:

»Ich bitte Euch, meine Tochter, euer Fenster am Morgen geschlossen zu lassen; — die Augustsonne ist sehr schädlich.«

»Das ist mir genug, Madame,« antwortete Jeannine.

»Nein, mein Töchterchen, es ist noch nicht genug. Innerhalb des zugemachten Fensters werdet Ihr Euch Vorhänge aufziehen und dieselben vorgezogen lassen.«

»Ich werde es thun, Madame.«

»Oho!« dachte sich Marcou. »Dann wird Messire Aubry auch nicht mehr so lange gegen den Gliedermann rennen.«

Aubry sah Jeannin verstohlen an, um zu sehen, ob er Ueberraschung oder Mißvergnügen kundgeben würde. Allein Jeannin war hundert Meilen davon entfernt, die Beweggründe von Madame Reine zu errathen. Er nahm die Worte: »die Augustsonne ist sehr schädlich,« buchstäblich, und der Einfall mit den Vorhängen schien ihm eine zarte Aufmerksamkeit.

Uebrigens hatte der ehrliche Jeannin, während er gegen die Quintaine rannte, einen gewaltigen Hunger bekommen, verzehrte mit großem Eifer ein gewaltiges Stück gespickten Rindfleisches und suchte in dem, was ringsum gesagt wurde, nicht die mindeste Bosheit.

»Ich kenne sie diese Augustsonne!« rief der Zwerg; »so eben noch ritt ich über die Uferheiden und die Augustsonne verbrannte mir meinen Teint.«

»Du rittest, Du, Spinnenbesen?« unterbrach ihn Marcou.

»Warum nicht, Junker Taugenichts?«

»Na, ich meine, zum Reiten braucht man doch Beine.«

»Oder Pfoten, Meister Hackstock, denn die Affen und Du sitzen ja auch im Sattel! Ich für meine Person brauche aber weder Beine noch Pfoten dazu. Huguet, der Reisige, setzt mich vor sich auf den Sattelknopf, oder Catiolle, der Meier, steckt mich in einen der Körbe auf seinem Esel, — ach Meister Marcou, das ist eine Bestie, die noch fauler ist als Du, — der Esel Catiolle's.«

Der Page suchte vergebens eine Gegenantwort, schnitt ein Gesicht und sah auf seinen Teller nieder. Jeder hatte die größte Lust zu lachen, allein es lachte Niemand, wegen der schönen Madame Reine, die für sich allein eine traurigere Wirkung auf alle Anwesenden hervorbrachte, als vierzig Ellen schwarzes Tuch, mit silbernen Thränen gestickt.

Der Sieger Fieràbras trank mit zufriedener Miene einen Schluck.

»Und jetzt, edle Dame,« nahm er wieder das Wort, »weil euer Page die Güte hat, vernünftige Menschen ungeschoren zu lassen, werde ich Euch sagen, was ich auf der andern Seite von Couesnon erfahren habe. Seine Gnaden, der Sire von Coëtquen, bei dem ich ein so edles Amt bekleide, befindet sich am Hofe bei Franz II. von der Bretagne, und somit habe ich gute Zeit, die ich zu meinen Geschäften und zu meinen Liebschaften verwende.«

Diesmal brach Marcou in ein lautes Lachen aus, und die ganze Gesellschaft ahmte ihn nach, mit Ausnahme von Madame Reine und der armen, schönen Jeannine, welche

über die versteckte Predigt, die man ihr gehalten, noch immer rosenroth bis über die Schultern war.

»Und wie schauen denn eure Liebschaften aus, Fierábras, mein Püppchen?« fragte Messire Aubry.

»Wenn's Euch genehm ist, mein theurer Sire,« entgegnete der Zwerg, »so sind es die Torten von Ardevon, am Rande des normännischen Ufers. Frau Lequien, die Bäckerin, gibt Trauben aus der Gascogne, Orangenblüthen, Honig und noch andere Süßigkeiten hinein. Ich bin getreu von Herzen und beständig, wie ein echter Ritter es seyn soll. Was auch geschehen mag, ich schwör' es auf mein Wappenschild, sie stets zu lieben. Denn seitdem ich den Degen trage, liebe ich die Torten von Ardevon!«

»Die Leckerhaftigkeit ist eine Todsünde!« bemerkte Dom Sidoine.

»Und ich bitte Dich, Kind,« setzte Madame Reine hinzu, »wähle Dir den Stoff für deine Späße anderwärtig. An meinem Tisch soll Alles, was den Adel und die Ehre der Ritterschaft anbelangt, in Ehren gehalten werden.«

Fierábras verbeugte sich mit verwirrter Miene und antwortete:

»Nach eurem Willen soll es geschehen, edle Dame, — ich werde, ohne einen Spaß zu machen, Euch von dem eisernen Mann, dem Grafen Otto Beringhen erzählen, der den kleinen Kindern den Bauch aufschlitzt, rein aus wissenschaftlicher Neugierde und ohne etwas Böses dabei zu denken.«

»Nimm Dich in Acht!« warnte Madame Reine.

»Ihr wollt nicht?« entgegnete abermals der Zwerg, mit übertrieben demüthigen Geberden; »nun wohlan, so werde ich Euch von dem ersten Ritter erzählen, der sich auf der

ganzen Welt befindet, vom Könige Louis von Frankreich, der die Absicht zu haben scheint, seinem lieben Vetter, Franz von der Bretagne, ein tödtliches Unheil zuzufügen.«

Alle Köpfe richteten sich aufmerksam empor.

Der Zwerg verbarg sein spöttisches Lächeln und stellte sich, als ob er nichts verstehe.

»Ihr wollt nicht?« setzte er zum dritten Male hinzu; »nun gut, so werde ich essen, trinken und das Maul halten.«

V.

Wo Fierabras den Faden des Gespräches in Händen hält.

Die Riesen pochen auf ihre Stärke, die Zwerge machen sich über die Starken lustig, der alberne Pöbel betet an, bevor er beschimpft. Das ist so der Weltlauf.

Gießt einen Tropfen Essig in ein schönes Gefäß voll reiner Milch, was wird daraus entstehen? Eine namenlose Flüssigkeit. Der Sarcasmus der Zwerge ist der zersetzende Tropfen, der mitten unter uns fällt und das Glück der Völker in Elend verwandelt.

Und das merkt Euch wohl: man hat den Essig gern, so wie man die Zwerge, den Sarcasmus, kurz Alles gern hat, was tödtlich brennt. Nur die der Vernunft beraubten Thiere besitzen den großen Instinct der Erhaltung. Wir andern aber, die wir uns die Intelligenten nennen, wir rufen bei jeder Gelegenheit: Es lebe das Gift!

. . . .

Fierabras stopfte sich den Mund mit Wildpret voll und machte Miene, sich ganz seinem Appetite hinzugeben. Er

hatte die Aufmerksamkeit geweckt, die Ungeduld gereizt; er konnte nun nach seinem Behagen essen. Rings um den Tisch herum wartete man.

Vor Allem richtete Jeannin auf den Zwerg seine großen Augen, in denen sich die Neugierde ohne allen Rückhalt zeigte.

Der Zwerg blieb fest.

»Was sagtest Du von König Louis von Frankreich, Kind?« fragte endlich Madame Reine.

»O!« versetzte der Spinnenbesen, »man sagt dieses und jenes, das wißt Ihr doch, edle Dame. Es gibt so viele Schwätzer hiernieden! — Ich denke, daß die heutige Sonne die Ernte beschleunigen wird, nicht wahr?«

»Was erzähltest Du also?«

»Ja, ja, — was das Erzählen betrifft, so gäbe es Stoff, um bis morgen damit auszulangen. Alle die Pilger, die, man weiß nicht woher, kommen, aus Italien, Deutschland, Böhmen, um sich im Dome des heiligen Michael auf die Knie zu werfen, alle diese Pilger haben jeder zwei oder drei Geschichten bei sich. Und denkt Euch nur, was das sagen will: die Gastwirthe von Avranches und Pontorson machen mit ihnen keine Geschäfte! Man sieht blos Zelte der Küste entlang von Couesnon bis zur See. Der alte Frater Bruno behauptet, daß ihre Zahl sich auf dreißigtausend erhebt.«

»Dreißigtausend!« wiederholte Madame Reine, »das ist eine schöne Andacht!«

»Aber noch immer nicht zu viel zum Ruhme des ritterlichen Erzengels Sanct-Michael,« sagte der Caplan Dom Sidoine.

»Einige behaupten, es sey zu viel für das Land,« erwiederte Fierabras, »denn unter den dreißigtausend Pilgern befinden sich einige zwanzigtausend Raufbolde, Egypter, Zigeuner, Gaukler und anderes Gesindel, ohne solche Christen zu rechnen wie zum Beispiel den Grafen Otto Beringhen, der gleichfalls von weit her gekommen ist.«

»Aber Ludwig der Eilfte?« fragte Madame Reine abermals.

»Ja seht Ihr, gerade der eiserne Mann ist derjenige, der das Unheil zufügen soll. *) Keiner Christenseele ist es unbekannt, daß der Graf Otto in die Brüderschaft der neapolitanischen Herenmeister aufgenommen und in der schwarzen Magie wohl bewandert ist. Die Kinder, die er raubt, und die man nicht wieder sieht, dienen ihm zur Ausübung seines furchtbaren Handwerkes. Herr von Coëtquen, mein edler Herr, hat mir erzählt, wie man einst den Marschall Gilles von Laval, Baron von Raiz, zum Tode führte, wegen den Kindern, Knaben und Mädchen, die er in seinem Schloß Tiffanges erdolcht hatte. Damals heulte der Böse durch volle vierzehn Tage in den Wäldern von Pouseuges und Chateau-Morand, weil er um seinen mit dem Henkerbeil enthaupteten Sohn wehklagte. Wenn man dem edlen Grafen Otto den Kopf abschlägt, so werdet Ihr's hören, daß der Böse einen Monat lang heulen wird.«

»Aber sagt,« fragte Jeannin, der all' dieses höchst aufmerksam anhörte, »warum will denn der König Ludwig XI. unserm Herrn Herzog ein Unheil anzaubern?«

»Seht Ihr!« schrie der Spinnbesen mit Emphase,

*) Jeter le maléfice, wie im Deutschen: verheren, es Jemanden anthun.

»seht Ihr, das könnten viele geistliche Herren, ja selbst viele Edelherren nicht zu sagen im Stande seyn. Aber wenn ich reise, so geschieht's um was zu erfahren, und — — Werdet mir nur nicht ungeduldig, meine edle Dame.«

Der Zwerg hatte nemlich soeben eine Bewegung des Unmuthes erlauscht, die trotz ihrer ernsten Würde der edlen Dame Reine entschlüpft war. Allein er erwies sich selbst zu viel Ehre, man dachte nicht an ihn. Madame Reine hatte einen Blick aufgefangen, den Messire Aubry in einer gewissen Richtung geschleudert hatte; außerdem hatte sie zwei Thränen erspäht, die über Jeanninens Wangen herabgerollt waren. Das junge Mädchen hatte wohl die beiden Thränen rasch getrocknet, — allein das Auge von Madame Reine war eben so rasch.

Was sie in diesem Augenblicke dachte, wollen wir dem Leser nicht sagen, um der Ehre der Lucretia willen, die zu ihrem fünfunddreißigsten Jahr gelangt ist, und zwar um so weniger, weil die Lucretia, wenn sie einmal diese Crise des unruhigen Alters überschritten hat, wieder ein sanftes und gutmüthiges Geschöpf werden wird. Die Klauen werden ihr dann wegfallen. Und der kleine Ueberschuß an Galle, der ihr jetzt das Herz beklemmt, wird sich dann auch wieder verlieren.

S'ist dies eine Krankheit. Seyen wir nachsichtig.

Uebrigens hatte außer Madame Reine Niemand den Blick von Messire Aubry und die verstohlenen Thränen des Mädchens gesehen. Jeannin war ganz und gar in das Stück Rindsbraten vertieft, mit dem er fast fertig war, und in die Geschichte des Zwerges, welche erst anfangen sollte. Marcou sann auf irgend einen Eulenspiegelstreich. Dom Sidoine erläuterte in Gedanken den dunklen Text eines gewissen Ma-

nuscriptes aus dem eilften Jahrhundert. Und Meister Bellami rechnete nach, wie viel Frucht Vinic, der Pächter von Moulin-Vernier, mahlen müßte, den Metzen zu einem Denier Tournois *) gerechnet, um endlich die zwei Thaler abzuzahlen, die er auf seinen Pacht noch schuldig war.

»Die Sache ist so,« fuhr der Zwerg fort; »nachdem ich bei der Mutter Lequien zwei Torten gegessen hatte (und alle zwei waren vortrefflich), — sprengte ich bis zu dem St. Michelsberge, um den König zu sehen.«

»Der König ist also in Mont-St.-Michel?« fragte Jeannin abermals.

»Ei,« rief Madame Reine mit einiger Bitterkeit, »wenn Ihr das Kind nicht reden laßt, wird seine Erzählung niemals zu Ende kommen.«

»Meister Jeannin,« sagte Fierabras, »Ihr seyd ein wackerer Soldat, aber mit dem Teufel müßte es zugehen, wenn Ihr wüßtet, wo der Wind heute herweht. Der König ist auf Mont-St.-Michel angelangt, um seinen neuen Ritterorden feierlich einzusetzen. Das Fest der Einweihung wird gewaltig schön werden. Labeuf! Der Herr von Coëtquen muß mir ein neues Wams machen lassen, oder ich sage ihm den Namen des Wehrwolfes, der jede Nacht seine Hunde zum Heulen bringt, wenn Madame Jeanne, seine Gattin, auf ihr Schloß Combourg kommt.«

»Kind! Kind! halte deine Zunge im Zaume!« warnte die Schloßfrau, die an solchen Reden Aergerniß nahm.

»O edle Dame! ich denke nichts Böses. Als ich ins Kloster meinen Einzug hielt, war das ganze Ufer voll von alten französischen Soldaten, die einen Lärm machten, wie

*) Altfranzösische Münzwährung.

bei einem Hexensabbath; dann waren wieder die Pilger mit ihren Weibern und Kindern. Der ganze Haufe krabbelte auf dem Sande herum; die Soldaten stießen die Pilger, welche die Soldaten verwünschten; die Weiber thaten, als ob sie stöhnten und guckten verstohlen unter die glänzenden Helme; die Kinder schrien wie tausend Elstern. Ich verzehrte den Rest meiner zweiten Torte, ohne etwas zu sagen, denn ein Mann wie ich mengt sich in solche Albernheiten nicht. Man öffnet mir also die Klosterpforte, und ich sage zu dem Pförtner, der einer meiner Freunde ist:

»Guten Morgen, Frater Stephan, ich möchte gern ein wenig den König sehen.«

»Ganz wohl, Franche-Montagne,« antwortet mir der Bruder Stephan — (er hat die Gewohnheit mich Franche-Montagne zu nennen), Du brauchst nur am Fuße der großen Treppe des Gardensaales zu warten, — der König wird dort vorüber kommen.«

»Ich hatte so eben meine zweite Torte vollends aufgegessen, die unstreitig die bessere von beiden war. Ich setzte mich auf der letzten Stufe der Treppe nieder. Die Soldaten sahen mich an. Ihr wißt ja, daß alle Welt mich ansieht. Warum? Fragt die unschuldigen Kinder, warum sie den Mond anblicken.«

»Ich hörte hinter mir Schritte auf dem Pflaster des Gardensaales und wendete mich um. Da sah ich einen schlichten Mann mit kränklicher Miene, in braunes Tuch gekleidet und mit einer Schirmmütze auf dem Kopfe, wie sie die Eierhändler zu tragen pflegen. An seiner Mütze hingen Amulette von Zinn. An einer eisernen Kette hängend trug er mitten auf der Brust einen heil. Michael von Silber, der so dick war wie mein halber Kopf. Er war ganz allein mit

dem Prior des Klosters. Allein in diesem Augenblicke schmetterten draußen Trompeten und es entstand ein großer Spectakel. Die beiden Flügel der Klosterpforte flogen auf. Ein Herr, prachtvoll angethan, mit Federbusch und Helm, ein schöner Rittersmann, trat mit einem glänzenden Gefolge in den Hof.

»Aha!« sagte ich zu mir selbst, »das ist nun jedenfalls der König.«

»Nein, nein,« antwortete mir der Frater Stephan, der mir zur Seite stand; »'s ist der Bastard von Armagnac, Johann, Graf von Comminges, der mit einem Auftrage zu dem Herzoge von der Bretagne geschickt wurde.«

»Der Hof füllte sich mit Edelleuten und Soldaten. Ich suchte immer den König. Als der Graf von Comminges den in braunes Tuch gekleideten schlichten Mann erblickte, da trat er vor und küßte ihm die Hand. Dann redete er zu ihm und nannte ihn Sire und Ew. Majestät. Der schlichte Mann war wirklich der König Ludwig XI.«

Welches nun auch die Meinung des Lesers über die Erzählungsweise Fierabras' des Spinnbesens seyn mag, so viel ist gewiß, daß man ihm eine absonderliche Aufmerksamkeit schenkte. Sogar Madame Reine vergaß zu kratzen und zu beißen.

Fierabras fuhr fort:

»Der König sprach:

»Nun also? Herr von Comminges, — ist unser schöner Vetter von der Bretagne mit uns zufrieden?«

»Es scheint, daß dieser Comminges sich zum Herzoge Franz begeben hatte, um ihm von Seiten des Königs das Band des neuen St. Michael-Ordens zu überbringen.«

»Bei meinem Schutzheiligen!« rief Jeannin aus, »ich

habe von den Statuten dieses neuen Ordens und von dem Schwure der Ritter reden gehört. Wenn's unser Herr Herzog angenommen hat, so ist's gerade so, als ob er für's Herzogthum Bretagne den Lehnseid geleistet und sich zum Unterthan des Königs erklärt hätte.«

»Das ist's ja gerade, was der König will,« meinte der Caplan Sidoine.

In jener Epoche herrschte in allen socialen Classen in der Bretagne ein so tiefer Abscheu vor der französischen Herrschaft, daß Jeder rings um den Tisch sein Herz beklommen fühlte, wie beim letzten Gange eines entscheidenden Streites.

»Wenn der König dies wollte,« fuhr Fieràbras fort, »so hat der König die Rechnung ohne seinen schönen Vetter gemacht, denn hört nur was Comminges ihm zur Antwort gab:

»Sire, der Herzog Franz sagt Ew. Majestät Dank! Er kann die Ehre nicht annehmen, die Euer Wohlwollen ihm zuerkannt hat.«

»Bei dieser Nachricht ist der König grün, — ja wahrhaftig grün geworden! Dann hat er ganz sanftmüthig gelächelt und dann hat er mit ganz besonderer Andacht das schwerfällige Bildniß des heiligen Michael geküßt.

»Frater Stephan hat mir ins Ohr geflüstert:

»Ich stehe viel lieber in meinen eigenen Schuhen, als in denen des Herzogs Franz, mein lieber Franche-Montagne.

»Ich habe Euch bereits gesagt, daß er die Gewohnheit hatte, mich Franche-Montagne zu nennen. Als ich die Treppe herabging, um mich nach Hause zu begeben, hörte ich die Reisigen sagen, man würde dem eisernen Mann tausend

Goldthaler geben, wenn er dem Herzog Franz von der Bretagne ein Unheil auf den Hals zauberte.«

Der Zwerg hielt inne. Ein ziemlich langes Schweigen entstand.

»Wir leben in einer Zeit des Unglücks,« sagte Madame Reine; »was kann eine arme Frau thun, die keinen Gatten hat?«

Es stand eine Thräne in ihren Augen. Es war die Erinnerung an den Mann, den sie wirklich geliebt und den sie verloren hatte.

Und diese Erinnerung machte sie mit einem Male zärtlich und gut, wie sie es sonst gewesen war.

»Halten wir uns fest zusammen, meine Freunde,« fuhr sie fort. »Jeannin, wache über das Kind deines Herrn; mache aus ihm baldig einen starken und dem Bösen furchtbaren Mann, wie Du es selbst bist. Jeannine, liebe Kleine, sey nicht mehr traurig. Manchmal macht das, was ich fürchte und was ich leide, meine Worte bitterer, als es meine Gedanken sind. Komm und küsse mich, mein Töchterchen.«

Jeannine eilte zu Madame Reine und küßte ihr die Hände mit einer leidenschaftlichen Glut. Madame Reine zog sie an ihr Herz.

Aubry verbarg sich um zu lächeln und seine Augen wurden feucht.

Jeannin begriff wohl nicht recht, was Alles hinter dieser Rührung verborgen lag, aber er war sehr glücklich darüber.

»Dom Sidoine,« sprach Madame Reine, »habt die Güte, das Gratias zu beten.«

Alles erhob sich. Der Caplan betete das lateinische Gebet mit lauter Stimme.

»Ich bitte Euch, Dom Sidoine,« fuhr die Burgfrau fort, »fügt zu unserm Abendgebete noch eine Bitte hinzu für das Heil unseres Herrn Herzogs in dieser und jener Welt.«

»Edle Dame,« sagte Meister Bellamy, der Verwalter, — »Ist's Euch gefällig, heute meine Rechnungen durchzusehen?«

Madame Reine verabscheute die Ziffern nicht. Die Schlüssel liebte sie sogar. Der Leser versteht mich wohl: sie liebte die Schlüssel, die Schlüssel zu den Schränken, die in einem schimmernden Stahlring vereinigt glänzen. Das ist nun eben nichts Unrechtes; allein das Klirren der Schlüssel, die gegen einander schlagen, bildet eine so passende Begleitung zu dem abgemessenen Schritt der den Gefahren der Jugend entgangenen Lucretia.

Hätte Madame Reine nicht die Schlüssel geliebt, so würden wir sie zu dieser Stunde nicht als den vollendeten und vollkommenen Typus der Ex-Romanheldin betrachten.

Eine Frau, die einst »Uferfee,« »weiße Dame« oder »Thalnymphe« gewesen, muß, sobald sie bei einem gewissen Alter angelangt ist, die Schlüssel lieben; die Schlüssel, die Ziffern und — die Wäsche.

Madame Reine stützte sich auf die magere Hand von Meister Bellamy und schritt aus dem Gemache.

Gleichwie ein ambrosischer Duft auf dem Pfade zurückblieb, den Venus beschritt, so zitterte nach der Entfernung der Burgfrau einen Augenblick noch eine sanfte Schlüsselmusik in der Luft fort. Als die Thür hinter ihr zugefallen war, zog sich Dom Sidoine in seine Zelle zurück, um noch einen Blick in jenes gewisse Manuscript aus dem eilften Jahrhundert zu werfen.

Marcou von St. Laurent flog davon und vergaß sogar darauf, Fieràbras an den Haaren zu ziehen.

Aubry gab Jeannine ein Zeichen und diese schlug die Augen nieder.

Fieràbras näherte sich dem ehrlichen Stallmeister.

»Meister Jeannin,« sprach er, »wenn Ihr wollt, wird eure Tochter die Frau eines Cavaliers werden.«

Jeannin zuckte zusammen und sah dem Zwerge ins Gesicht.

Er hätte besser gethan, wenn er Messire Aubry nach der Seite angesehen hätte, der ganz leise zu dem Mädchen sagte:

»Jeannine, ich bitt' Euch, schlagt mir's nicht ab, ich muß mit Euch sprechen.«

Der Zwerg lachte dem ehrlichen Jeannin ins Gesicht.

»Ja, ja,« setzte er hinzu, indem er diesmal ganz laut dachte, ohne zu spotten, »und wenn Du eben so viel Pfiffigkeit als Kraft und Muth besäßest, mein wackerer Freund Jeannin, so wäre es gar keine Mißheirath für den Ritter, der deine Tochter heirathen würde.«

Jeannin streckte die Hand aus, um ihn zu ergreifen.

»Willst Du mir die Narrenspossen einmal erklären, die Du mir seit einem Monat immer vorleierst, boshafter Kobold?« begann er.

Allein Fieràbras wendete sich plötzlich um, schlüpfte ihm wie eine Schlange zwischen den Beinen hindurch und entfloh lachend.

VI.

Wo Fierabras fortfährt ein Zwerg von Wichtigkeit zu seyn.

In der Küche hatte man das Mittagmahl noch nicht beendet. Die Küche war ohne allen Widerspruch viel lustiger als der Speisesaal. Vor Allem war da einmal das glänzende Kupfer der Kessel und Becken, die fröhlich links von dem riesigen Herde leuchteten. Sodann warf die Mittagssonne zwei breite Strahlen durch die Fenster mit den breiten Holzgittern, und stellte Myriaden von Staubatomen, die lustig hin und her tanzten, ins helle Licht. Unter der Asche des Herdes rauchten noch einige glimmende Kohlen. Die schief auffallende Sonne ließ das Kesselgeschirr scharf aus dem wie Diamanten glänzenden Hintergrund von Ruß hervortreten und verlieh der spiralförmigen Rauchsäule, die mit Langsamkeit emporstieg, alle Nuancen von Perlenfarb und Azurblau.

Feiragus und Dame Loyse, die symmetrisch, zu beiden Ecken des Herdes gelagert, in ganz ähnlicher Stellung einen ganz gleichen Schlaf schliefen, hätten dem naivsten aller Sprachforscher die schlagende und authentische Etymologie des Wortes Feuerbock enthüllt.

Andere Hunde von gemischter Race gewannen ihren Lebensunterhalt unter dem Tische zwischen den Beinen der Gäste, oder rauften sich um den Bodensatz einer Schmor-

pfanne auf der holperigen und geschlagenen Erde, welcher die Stelle des Breterbodens vertrat.

Diejenigen, welche unsere erste Erzählung vom Sanct-Michelsberg: »die Uferfee,« gelesen haben, können sich vielleicht erinnern, in welchem Glanze einst die vier Gotons und die vier Mathurins aus dem Dorfe Saint-Jean strahlten. Binnen den acht Jahren, die seit dem Tode Franz I. von der Bretagne verflossen waren, hatten drei Mathurins zu leben aufgehört und drei Gotons ihren letzten Seufzer ausgestoßen.

Unter diesen drei Gotons befand sich Goton der Hirsch, der sich bei der Belagerung von Tombelene mit Schmach bedeckt hatte. Sein Name sey vergessen!

Der Mathurin, der übrig blieb, und die Goton, welche die Andern überlebte, hatten, da sie doch einmal sich die Gewohnheit eigen gemacht mit einander zu raufen, sich in ihren alten Tagen geheirathet. Goton war Küchenmagd auf Roz; Mathurin besorgte die Pflugstiere und Zugpferde. Sie liebten und prügelten sich weidlich.

Dann kam Pelo, der Hüter der Mästochsen, Mathelin, der Ferkelhirt, und die kleine Jeanne, welche am Moor die Gänse weidete.

Dann Josille, der Holzhauer, dann Bertrade, die dicke Wäscherin, und Meister Andou, der Bader.

Meister Andou zapfte mit gleichem Eifer Menschen und Thieren Blut ab.

»Auf jeden Fall! *) rief Josille, »wenn man's gesehen

*) Auf jeden Fall (à tout coup) ist ein bretagnischer Pleonasmus, ein amorikanisches Verum enim vero. Ein echter Bursch aus der Bretagne bringt keine drei Worte heraus, ohne ein à tout coup, das im Dialect à t'coup lautet, einzuschalten. Anm. d. Uebers.

hat so ist's spaßig, bei meinem Wort und Schwur! Obgleich nicht Alles, was man sagt, gerade ein Evangelium seyn muß.«

»Lang mir ein klein' Stückchen Kuchen herüber, Mathelin,« sagte Bertrade, »und um wieder auf das zu kommen, wer's gesehen hat, so frag' ich, — wer hat es denn gesehen?«

»Wer es gesehen hat?« wiederholte Josille mit jener Miene, die man annimmt, um eine peremtorische Antwort zu geben, und die Ungläubigkeit zu Boden zu schmettern; »auf jeden Fall, liebe Bertrade, weiß ich nicht wer's gesehen hat, — obgleich das, was man gesehen hat, eben so wahr ist, als es wahr ist, daß Du ein kleines Auge und ein großes Auge hast und daß dein kleines Auge nach Dol, und dein großes nach Plediḥen schaut!«

Dieser Scherz war von der gehörigen Art, um sich die Zustimmung der Lachlustigen zu sichern.

Bertrade, welche spielte, antwortete ohne zu zaudern:

»Oho! Schau, schau, — Du mein lieber Gott! — José, armer Junge! Wenn ich geradeaus schaute, sah ich immer deine Fratze. Und nur um dein schiefes Fratzengesicht nicht zu sehen, hab' ich mich sachte, sachte daran gewöhnt links zu schauen; darauf kannst Du Dich verlassen.«

»Jesus, mein süßer Heiland!« schrie die einzig Ueberlebende der alten Gotons. »Da höre Einer, wie die Dirnen heutzutage plappern! Ach! ach! was bist Du doch für ein zuchtloses Ding, Bertrade!«

»Hat sie doch gar nichts Unrechtes gesagt,« meinte der letzte Mathelin, der Gatte der im Vorurtheil Befangenen.

Goton schüttelte den grauen Kopf.

»Du willst Dich wohl gar um sie annehmen, nicht wahr, alter Kauz?« fragte sie mit drohender Stimme.

»Willst mir's wohl wehren, alte Schachtel, he?«

Man hat weit weniger lebhaft begonnene Zänkereien gesehen, die gleichwohl zwischen der letzten der Gotons und dem letzten der Mathurins zu schauerlichen Kämpfen führten. Zum Glück ist der bretonische Landmann zäh von Natur und läßt sich nicht gerne von dem Gegenstande abziehen, der seinen Gedanken beschäftigt. Niemand hatte Lust mit anzusehen, wie sich die beiden Alten eine Schlacht lieferten; man wollte wissen: wer ihn gesehen hatte? Das war die große Frage.

Denn es handelte sich um ein seltsames, entsetzliches Wesen, — nemlich um den eisernen Mann, den Grafen Otto Beringhen, den Kinderfresser, den Oger, das Ungeheuer. Alle diese Namen wurden ihm beigelegt.

»Na! na! alte Goton!« rief Pelo der Rinderhirt, »na, Mathurin ohne Zahn, — Ruh gegeben!«

Nach dem ewigen Gebrauche versöhnte sich Goton und Mathurin, um dann in die kurzen Arme des Vermittlers zu sinken, als die kleine Jouanne, die ihrer Zunge seit einer Stunde Gewalt anthat, die brennende Frage wieder auf's Tapet brachte.

»S'gibt mehr als Einen,« sagte sie, »der ihn gesehen hat, den Yvon gar nicht zu zählen, den Hirten vom Kloster.«

»Yvon hat ihn gesehen?« schrien fünf oder sechs Stimmen auf einmal.

Und Niemand kümmerte sich mehr um das alte streitsüchtige Paar.

Jouanne erröthete vor Vergnügen und Stolz über die allgemeine Aufmerksamkeit, die sie erregt hatte.

»Ja, ja,« antwortete sie; »ich suche den Yvon zwar nicht heim, aber dann und wann begegnet man sich ja auf dem Wege. Er hat seine Schafe, — ich hab' meine Gänse.«

»Aber der Kinderfresser! der Kinderfresser!«

»Ich komm' schon dazu. Yvon ist mir also gestern auf dem Kreuzweg von La-Croix-Marion begegnet. Und da ich zu ihm sagte: »Guten Tag, Landsmann,« da sah ich, daß er so weiß war wie die Wand. »Was habt Ihr denn, Landsmann? hab ich gesagt. Und da hat er gesagt, mit einer ganz gebrochenen Stimme: »Jouanne, meine liebe Dirne, ich habe das Fieber, so stark als man's haben muß, um unter die Erde zu kommen.«

»Und seit wann denn, Landsmann?«

»Seit vorgestern um Mitternacht, mein Töchterchen, — wo ich den Teufel im Wald von La Gouesnière gesehen habe, der dahin sprengte und sprengte! mit Hetzhunden, die Feuer aus den Nasenlöcher sprühten, — und rothfeurigen Männern auf schwarzen Pferden.«

»Oho!« sagte ich, »Du hattest wohl das Fieber schon zuvor, Landsmann, und das Fieber hat Dir diesen schlimmen Traum beschert.«

»Nein, nein, — wahrhaftig nein,« hat er mir geantwortet, »ich war wohlauf und gesund, ja, bei meiner Treu. Ich hatte gerade meine Mutter, die gute alte Frau, in St. Metoir besucht und hatte Kalbsfricassée und süßen Milchbrei gegessen. Ich ging heim und als ich über die Guesnière draußen war, hörte ich mit einem Male den Hufschlag von Pferden. Und kaum hatte ich Zeit mich umzuwenden, so waren sie auch schon vorbei und sprengten im Galopp den Berg

hinan.« Das hat er mir erzählt. Für einen neuen, abgenähten und aufgeputzten Rock möcht' ich nicht lügen. Dann hat er noch hinzugesetzt:

»Liebe Jouanne, derjenige, welcher der Herr und Meister der Uebrigen war, trug eine schwarze Feder auf seinem Hute, und hatte ein armes Kind quer vor sich auf dem Sattelknopfe.«

Jouanne schwieg.

Während diesem Schweigen ließ jenes kurze, trockene, kreischende Lachen, das wir bereits auf der Plattform hinter der Stechpalmhecke gehört haben, sich abermals vernehmen, und zwar von der Thür her. Alle Welt erbebte. Die Thür flog rasch auf und Fierabras zeigte sich mit seinem rothen Kopfe auf der Schwelle.

Er machte einen Sprung vorwärts, drehte sich auf dem Absatz herum, sprang auf die Knie der Madame Goton, die daran höchlich Aergerniß nahm, und von da auf den Tisch, wo er sich in eine leere Schüssel stellte.

»Oh! was erfährt man doch für schöne Geschichten, kleine Jouanne, mein Püppchen,« sagte er, »wenn man Yvon, den Klosterhirten, in der Nacht Fensterln kommen läßt.«*)

»Zu mir kommt Niemand fensterln in der Nacht!« schrie Jouanne voll Zorn.

Aber die Lacher waren bereits auf der Seite des Zwerges. Niemanden fiel es mehr ein Angst zu haben. Fierabras fuhr fort:

*) Das österreichische »Fensterln kommen« entspricht am besten dem bretagnischen: Courrir le Guilledou.

Anmerkung des Uebersetzers.

»Jouanne, mein Herzchen, werd' nur nicht böse, und wenn Du deinem Landsmann wieder einmal auf dem Kreuzgange von La-Croix-Marion oder sonst irgendwo begegnest, so sag ihm, daß er höchlich Unrecht gehabt hat, das Fieber zu bekommen. Es war nicht der eiserne Mann, den er hinter dem Flecken Gouesnière gesehen hat, sondern Huguet, der alte Schloßvoigt von Chateauneuf mit seinen vier Bogenschützen, die nach St. Benoit-des-ondes ritten, um Aepfelmost zu trinken. Und dein Landsmann muß den Nachtnebel gehabt haben, meine kleine Jouanne, denn Huguet, die ehrliche Haut, trägt weder einen Hut noch eine schwarze Feder. Er trägt eine alte rostige Sturmhaube wie eine Salatschüssel, die seit den Zeiten des Herzogs Johann keinen Federbusch gesehen hat. Und was das unglückliche Geschöpf anbelangt, das vor ihm auf dem Sattelknopf lag, so war's kein Kind, sondern ein Mann.«

»Und was weißt denn Du davon, Du verdammtes Viertel von einem Menschen!« polterte Jouanne.

»O mein Püppchen, — das wirst Du gleich erfahren! — Was ich davon weiß? Ei, bei meiner Seele, — ich war es ja selbst. Ich ritt gleichfalls nach St. Benoit-des-ondes, um Aepfelmost zu trinken, und saß quer über dem Sattelknopf des alten ehrlichen Huguet; — ich sah deinen Landsmann Yvon, der davonrannte und dabei wie ein Esel plärrte.«

Ein allgemeiner Lachausbruch begleitete diesen Schluß. Jouanne, das arme Kind, begann vor Wuth zu weinen. Fieràbras triumphirte. Nicht etwa daß er ein boshafter Zwerg gewesen wäre, er war im Gegentheile ein ganz guter Zwerg. Aber ein Zwerg war er doch.

Er sprang aus seiner Schüssel heraus und ging zwei-

oder dreimal auf dem Tisch herum, die Hände auf dem Rücken, mit abgemessenen Schritten und einer Miene voll Wichtigkeit. Seine Laune war es nur, die wieder zurückgekehrte Heiterkeit in Schrecken zu verwandeln, wie er vor wenigen Augenblicken den Schrecken in Heiterkeit verwandelt hatte.

Er blinzelte seitwärts nach dem Fenster und sah, daß eine schwarze Wolke nahe daran war, über die Sonne zu ziehen.

Gestützt auf diese Bemerkung wendete er dem Lichte den Rücken zu, wartete einen Augenblick und rief dann mit lauter Stimme:

»Die Sonne ist mir lästig! fort mit ihr!«

Der Schatten trat wie durch einen Zauber ein. Die Wolke war vor der Sonne. Die Leute von Roz sahen einander verdutzt an.

Der Zwerg, der durch die Folgsamkeit der Königin der Gestirne besänftigt schien, fuhr mit Leutseligkeit fort:

»So laß ich mir's gefallen; ich werde sie bald wieder scheinen lassen.«

Die Wolke war dicht und die kleinen Fensterscheiben der Küche trugen eine ganz anständige Lage Staub. Alle Gegenstände, die noch kurz zuvor so scharf beleuchtet waren, versanken in ein dämmeriges Halbdunkel. Das Feuer leuchtete röther unter der Asche hervor; man lachte bereits nicht mehr.

»Wenn Yvon, der Hirt, den Verdammten in Person gesehen hätte,« — begann der Zwerg abermals mit unheimlicher Stimme, »so würde er nicht das Fieber bekommen haben, sondern das Uebel, von dem man weder Männlein noch Weiblein zu heilen vermag, das Höllenübel, das brennt und tödtet.«

Niemand sprach ein Wort.

»Er reitet zur Nachtszeit über den Ufersand,« erzählte Fierabras, indem er jedes seiner Worte nachdrücklich hervorhob, »ganz allein! — Sein Pferd ist schwarz wie eine ausgelöschte Kohle, schwarz mit einem weißen Dreieck zwischen beiden Augen. Er ist groß Man sieht seinen Kopf über dem Nebel, wie die Thurmspitze des St. Michelsberges. Er ist stumm. Im Forst von Andaine sah ich die Blätter knisternd sich sträuben und von dort zur Erde fallen, weil er Athem geschöpft hatte.«

Rings um den Tisch sah man nur blasse Gesichter, weit aufgerissene oder furchtsam niedergeschlagene Augen. Die Weiber zitterten, die Männer suchten in ihren Taschen das geweihte Kreuz ihres Rosenkranzes. Der Zwerg fuhr fort, mitten auf dem Tische stehend, und die Arme über die Brust gekreuzt:

»Zwischen Pontorson und Avranches ist der Boden mit Breterhütten und Zelten bedeckt. Die Fremden sind aus allen Ländern der Christenheit gekommen, um den gewaltigen Erzengel Michael in seinem Dome zu verehren.

»Jeden Tag öffnet sich der Sand des Ufers und schließt sich wieder über einer Schaar von Leichen.

»Denn die Fremden kennen die Gefahren des Ufersandes nicht.

»Allein nicht alle Leichen, die sich unter dem Sande bergen, sind das Opfer des trügerischen, nachgebenden Moores.

»Der eiserne Mann, das Ungeheuer. der Menschenfresser aus Deutschland, der Graf Otto von Beringhen kommt dem Sumpfe und dem Meere zu Hilfe.

»Gar oft schläft die arme Pilgerin aus fremdem Land, die so viele Meilen durchwandert hat, um das Ziel ihrer Wallfahrt zu erreichen, unter ihrem Zelte ein, mit ihrem Kinde

an der Seite. Wenn der Morgen graut, wacht sie auf. Ihr Kind, ihr geliebtes Kind ist nicht mehr da.

»Der Graf Otto von Beringhen hat seine verfluchte Hand auf die Leinwand des Zeltes gelegt.

»Der Verlobte hat zu seiner Verlobten gesagt: Auf morgen!

»Und er träumt so schöne Träume, während er auf den Anbruch des Tages wartet.

»Der Tag bricht an; — wo ist die Braut?

»Der Graf Otto hat sie schön gefunden.

»Hier ist ein junger Knabe, der auf Ostern vierzehn Jahre alt wird. Man lehrt ihn den Katechismus, *) damit er zu seiner ersten Communion gehen kann, wie es sich für den Sohn eines guten Christen ziemt. Sein Vater und seine Mutter haben sich von dem, was sie zum Leben nöthig brauchen, so viel abgespart, um ihm ein neues Gewand von grauer Leinwand, mit Wollenstoff gefüttert, und zugespitzte Stiefel von gut gegerbtem Leder machen zu lassen.

»O das glückliche Kind!

»Die Glocken läuten in der Pfarre. Man riecht die Rosenblätter und die dichten, frisch abgeschnittenen Buchsbaumzweige, wie an einem Frohnleichnamstage. Das Kind mag nun kommen, mit seinen neuen Kleidern und seinen von der tief gerührten Mutter glatt gekämmten Haaren. Es soll kommen!

»Ach, Du lieber Gott! Das Kind wird nicht kommen.

*) Ein offenbarer Anachronismus, da der erste Katechismus auf Befehl Kaiser Ferdinands I. in Deutschland von dem Jesuiten Pater Canisius erst um's Jahr 1564 abgefaßt wurde.
Anmerk. des Uebers.

Graf Otto hat die armselige Hüttenthür seines Vaters mit einem Kreuz bezeichnet!«

Man hätte meinen können, der Zwerg habe sich im Feuer einer seltsamen, plötzlichen Begeisterung umgewandelt. Sein bleiches Gesicht trat scharf unter den blutrothen Haaren hervor. Seine Augen funkelten, seine Stimme hatte einen gewissen Wohlklang. Die Leute von Roz befanden sich unter dem Eindrucke eines eigenen geheimnißvollen Zaubers.

»Wenn der Graf Otto, allein, in der Nacht, auf seinem schwarzen Rosse dahin sprengt,« fuhr der Zwerg fort, den Ton verändernd, »so fehlt es ihm nicht an Dienern.«

»Er hat fünfzig Reisige, die besser ausgerüstet sind, als die schottischen Garden des Königs von Frankreich.

»Er hat einen Hauspfaffen, der ein Erzbischof ist.

»Er hat zwölf Chorsänger in seiner Capelle, und diese ist eine Cathedrale.

»Er hat zwölf Pagen und zwölf dienende Fräuleins, schöner als die Feen.

»Er hat Gold, — Gold und Rubinen, — Diamanten und Perlen.

»Drei Wahrsager, ein Saracen, ein Neapolitaner und ein Jude suchen für ihn Tag und Nacht in Zauberbüchern die Wissenschaft der Unsterblichkeit, den Stein der Weisen.

»Wo schläft er?

»Hört mich an! Wenn der Himmel heiter ist, habt Ihr wohl schon vom Ufer aus jene dunklen Punkte gesehen, die wie Flecken in dem vom Abendroth glühenden Meere sich zeigen.

»Fern, recht fern, — so fern, daß das Auge sich abmüdet das zu errathen, was es sieht.

»Es sind Inseln.

»Auf der größten dieser Inseln hat der Graf Otto seinen Palast, dessen Säulen von Gold und Saphir sind.

»Dort ist der Platz, wo er das Blut der Kinder und der Weiber in Gefäße von Jaspis und Krystall fließen läßt.

»Dort ist's.

»Um sich zu vertheidigen hatte er das weite Meer und die Hilfe des Dämons.

»Er hat seine Reisigen, seine Lanze und seine Zauberkünste. Und dennoch wird er getödtet werden.

»Auf, Sonne! Wenn Du willst, so kehre wieder!«

Fieràbras hatte mit den Augen den Gang der Wolkescharf beobachtet. Gefügig erfüllte die Sonne wieder die geräumige Küche und ließ den Staub in breiten goldglänzenden Streifen tanzen.

Fieràbras war kein Zwerg mehr, er war ein Riese.

Die guten Leute von Roz hatten große Lust sich um ihn herum niederzuknien und den Staub seiner abgenützten Sandalen zu küssen.

VII.

Die Kirche und der Friedhof.

Fieràbras, der Spinnbesen, war augenscheinlich durch die mittelst seiner Beredsamkeit erzielte Wirkung zufriedengestellt. Er hatte große Mühe seinen würdevollen Ernst zu behaupten. Weniger vorurtheilsvolle Leute als die in der Küche von Roz sitzenden wackern Bauersleute hätten auf der Stelle an untrüglichen Symptomen erkannt, daß die schelmische Natur des Zwerges die Oberhand behalten und

daß dieser ganze lyrische Schwung sich in eine Komödie auflösen werde.

In der That war Fieràbras zwischen diesen beiden Richtungen seiner Laune bereits in der Mitte.

Die erste spornte ihn an, jenen feierlichen Schreck zu verlängern, der die Herzen seiner Zuhörer zusammenschnürte. Die zweite reizte ihn, plötzlich mitten unter diesem Schrecken ein gellendes Gelächter hervorzurufen.

Das war nun allerdings nicht am Platze. Aber was kümmerte sich der Zwerg darum!

Wäre er denn sonst ein Zwerg gewesen?

Gleichwohl trug die erste Laune über die zweite den Sieg davon. Nur wechselte er noch einmal den Ton und lenkte den Flug seines Pegasus zur Erde.

»Meine Freunde,« fuhr er fort jenen Erzählungston ohne Schwung annehmend, der gleichwohl das Geheimnißvolle nicht ausschließt und das Interesse wachruft, »ja, der eiserne Mann wird getödtet werden, und rathet einmal, durch wen? Nun so rathet! Niemand antwortet? Ich habe Euch mit der Sonne Schrecken eingeflößt. Oho! Ich weiß noch ganz andere Dinge! Aber es handelt sich jetzt weder um die Sonne, noch um mich, noch um die wechselseitigen Beziehungen, in denen wir allenfalls zu einander stehen. Reden wir von dem Verfluchten.

»Der Graf Otto wird um's Leben gebracht werden, nicht etwa durch einen Gerichtshof von hohen Baronen und Erzbischöfen, wie Gilles Laval, Baron von Raiz.

»Auch nicht durch die Soldaten des Königs Ludwig von Frankreich.

»Auch nicht durch die Reisigen des Herzogs Franz von der Bretagne.

»Auch nicht durch die Lanze eines Ritters.

»Eben so wenig als durch den Blitz des allmächtigen Gottes.

»Der Graf Otto von Beringhen, der eiserne Mann, wird durch die Hand eines Weibes umkommen.«

»Eines Weibes,« wiederholte einstimmig die ganze Versammlung, die durch diesen Knalleffect neues Leben bekommen hatte.

»Ja, und zwar durch die Hand eines jungen Mädchens,« fuhr Fieràbras fort. »Nicht ich bin es, der dieses prophezeit. Ich bin kein Wahrsager, obgleich Ihr hier welche habt, meine wackern Leute. Auch bin ich lange noch nicht heilig genug, auf daß mir Jesus oder die Jungfrau die Zukunft enthüllen sollten. Habt-Ihr von Enguerrand le Blanc, dem Einsiedler vom Berge Dol, reden gehört?«

»Ob wir von dem Manne Gottes, dem Enguerrand, gehört haben!« rief Dame Goton.

»Weib, halte deine Zunge!« brummte Mathurin.

»Warum? Willst Du mir's vielleicht wehren zu sagen, daß der heilige Mann, der Enguerrand, meinen Rosenkranz geweiht hat?«

»Ich sage Dir, daß Du besser thätest zuzuhören!«

»Und Du thätest besser, das Maul zu halten.«

»Da gehört eine Engelsgeduld dazu!« schrie Mathurin Ohnezahn die Fäuste ballend. »Ich habe große Lust —«

»Wozu? Wozu hast Du Lust, Mann?« wiederholte die gute Frau, indem sie eine Stellung zum Kampfe annahm.

»Goton!« rief Fieràbras in strengem Tone, »die Kügelchen des Rosenkranzes, welche der heilige Eremit vom Berge Dol segnet, verwandeln sich in der Tasche böser Weiber in Schlangen.«

»O!« brummte Mathurin, »wenn's so ist, muß das Weib unter ihrer Schürze jedenfalls eine Schlange haben.«

»Stille! Am Morgen des Weihnachtsfestes befand sich der Gottesmann Enguerrand eben auf der Schwelle seiner Einsiedelei mit seiner weißen Kuh, die er Alba nennt. Der eiserne Mann jagte zu Pferde zwischen den Sümpfen. Der Eremit verrichtete seine Gebete vor seinem steinernen Kreuze. Die Jagd zog sich am Fuße des Berges Dol hin. Ein schmuckes junges Reh kam die Berghalde heraufgesprungen und verbarg sich hinter der weißen Kuh, die neben dem heiligen Manne graste. Der Eremit streckte die Hand aus und die nacheilenden Hunde suchten das Weite, ohne ferner der Spur des Rehes zu folgen.

»Aber ein Ritter sprengte gerade auf die Einsiedelei zu.

»Ich bin der Graf Otto von Beringhen,« sagte er, »treibe deine Kuh zurück, Alter, damit ich meinen Jagdspieß in den Bauch meiner Beute stoßen kann.«

»Um so schlimmer für Dich, wenn Du der Graf Otto von Beringhen bist,« antwortete der Eremit; »deine Beute gehört mir, weil sie sich unter dem Schutze meines Steinkreuzes befindet. Zieh' deines Weges und ich werde zu Gott beten, daß er Dir Reuegedanken sendet.«

»Der Menschenfresser begann zu lachen.

»Und ich, Du Schwachkopf!« rief er aus, »ich werde den Teufel bitten, daß er Dir lustige Gedanken schickt. Weg mit der Kuh!«

»Da der Einsiedler nicht antwortete, hob Otto den Jagdspieß, warf ihn und dieser drang tief in die Seite Alba's, der weißen Kuh. Der Klausner erhob abermals die Hand. Der Spieß ging aus der Wunde und fiel zur Erde. Nicht

ein einziger Tropfen Blut befand sich an demselben. Die weiße Kuh fuhr fort zu grasen; das Reh hatte sich keuchend auf die Erde gelegt.

»Der Graf stieß einen fürchterlichen Fluch aus und zog das Schwert.

»Der Heilige öffnete sein Evangelienbuch.

»Das Schwert des Grafen bog sich im Winde und schwankte hin und her. Es hatte sich in eine Schwertlilie verwandelt.«

»O! ei! ei!« rief Josille, »ach, Du mein Gott!«

»Ei, Du mein! Du mein!« schrie Pelo, »ist's möglich!«

Und alle Welt riß Augen, Mund und Ohren auf.

Das war so einmal eine Geschichte, die sie in Erstaunen versetzte.

Mathurin und Goton hatten gegenseitig auf einander vergessen, es war dies das Nonplusultra von Fröhlichkeit während ihrer ganzen Ehe.

»In eine Schwertlilie!« wiederholte der Zwerg, »und glaubt Ihr etwa, er war deshalb verlegen? Der Graf Otto warf sein Schwert weg und wollte sich auf das Reh stürzen. Da streckte der Heilige die Hand zum dritten Male aus. Otto wankte zurück, als ob sein Kopf gegen eine Granitmauer gerannt wäre.

»Und doch war nichts da, meine lieben Burschen und Dirnen, gar nichts, als der Wille des heiligen Mannes, der aber auch der Wille des Herrn war.

»Der Graf wollte nun die Hand gegen den Eremiten selbst erheben. Sein Arm sank leblos nieder und die ganze rechte Seite war wie gelähmt.

»Ei, mein Alter,« sprach er nun, »Du bist in der

magischen Wissenschaft weiter vorgerückt als ich. Ich begrüße Dich als meinen Herrn und Meister und bringe Dir meine Huldigung dar. Wenn Du mit mir auf meinen Inselpalast kommen willst,« setzte er hinzu, »so wirst Du geehrt, gepflegt und vergöttert werden. Du wirst die Weine Italiens, Griechenlands und Spaniens in goldenen ciselirten Bechern trinken. Schöne junge Mädchen, weiß wie die Blüthen der Lilien und goldhaarig wie der Topaß Salomons, der im Schooße des persischen Meeres schläft, werden Dir die Riemen deiner Sandalen lösen. Auf ein Zeichen deiner Hand werden hundert Bewaffnete sich erheben. Die Musik des Orientes wird Dich in Schlummer wiegen. Wenn Du die Augen aufschlägst, wird es nur geschehen, um den üppigen Tanz der Mädchen von Ptolomaïs und Ardäa zu bewundern. Du wirst mein Gebieter seyn, wenn Du willst.«

»Der Eremit antwortete ihm nur:

»Geh' von hinnen!«

»Und da der eiserne Mann in ihn drang und ihm alle die heidnischen Vergnügungen seines Inselpalastes aufzählte, sagte der Klausner abermals zu ihm:

»Versuche mich nicht, Verworfener! Geh'!«

»Der Graf Otto setzte ein Knie auf die Erde.

»Greis,« sprach er, »heiliger Greis! Ich bekenne meine Schwäche vor Dir! — vergiß meine Drohungen; erhöre meine Bitte und sage mir, welches mein Leben und mein Tod seyn wird.«

»Der Gottesmann Enguerrand schloß die Augen und sammelte sich, um den Herrgott um Beistand anzuflehen.

»Während dem blieb der eiserne Mann auf dem feuchten Boden knien.

»Ich will es,« entgegnete endlich der Heilige; »ich werde Dir dein Leben und deinen Tod voraussagen.«

»Und jetzt kommt's, jetzt müßt Ihr Acht geben,« fuhr der Zwerg fort, »jetzt reißt eure Ohren weit auf und rührt Euch nicht.«

Gott weiß, daß die guten Leute von Roz keiner neuen Anspornung bedurften. Der Zwerg fuhr fort:

»Und der heilige Enguerrand, der Eremit vom Berge Dol, sprach folgendermaßen zu dem Grafen Otto von Beringhen: »Du nennst Dich Otto nach dem Namen deines Großvaters, der bereits vor Gottes Throne steht und nicht mehr für Dich zu bitten wagt; Du bist dreimal verworfen, weil dein Ahnherr ein Gerechter war. Dein Leben war, ist und wird nichts Anderes seyn als ein Fluch gegen den Stärkeren und die Zertretung des Schwächeren. Du bist das Bild Satans auf Erden. Wenn die Jungfrau Maria von der Höhe des Himmels herab den Satan anblickt, so stürzt Satan, wie vom Blitze niedergeschmettert, in die tiefsten Tiefen des Abgrundes zurück. Eiserner Mann, Du wirst von der Hand einer Jungfrau sterben!«

. . . .

. . . .

Eine arme kleine Kirche mit grauem, spitzem Glockenthurm erhob sich mit dem Wetterhahn auf ihrem Dache über die Eibenbäume des Kirchhofes. Zur Stunde, wo der Zwerg die ehrlichen Dienstleute von Roz damit verdutzt machte, daß er sie zu glauben vermochte, er befehle der Sonne, öffnete sich die Seitenthür der Kirche.

Eine Frau trat ein.

Sie ging mit langsamen Schritten durch das Kirchenschiff und kniete am Altare nieder.

Mit Ausnahme dieser Frau war die ganze Kirche vollkommen leer.

Die undurchsichtige, düstere Wolke, welche die Sonne bedeckte, warf in das bescheidene Schiff der Kirche ein geheimnißvolles Dunkel. Die feuchte Luft athmete jenen herben Geruch, der niedrigen Kirchen eigen ist, den verlornen Duft des Weihrauchs, die Nässe der Steinplatten, den Athem der alten Heiligen in ihren steinernen Nischen.

Reine de Kergariou blieb einen Augenblick auf den Knien liegen. Dann ging sie um den Altar herum und begab sich auf das Chor.

Mitten in dem Chor befanden sich zwei Grabsteine; auf dem ersten las man den Namen Messire Hugues von Maurever, auf dem andern den Namen Aubry von Kergariou.

Zwischen den beiden Gräbern lag ein vom häufigen Gebrauch zerknittertes Kissen.

Hierher kam Reine jeden Tag.

Und wenn sie hier war, da war sie wieder die schöne, geliebte Reine, — unsere Reine von ehedem, — da weinte sie um ihren Vater und weinte um ihren Gatten, — da war sie wohl traurig, recht traurig! — aber verjüngt durch diese Thränen, in welchen ihre Jugend und ihr entschwundenes Glück wieder auflebte, — und es blieb nichts von der unruhigen, spießbürgerlichen und ein bischen grämlichen Frau zurück, als welche wir sie auf dem Herrenhofe gesehen haben.

Nichts! — Es war wieder Reine von Maurever, dieselbe Reine, deren blonde Haare in jener Nacht weiß geworden waren, als die Trauerbotschaft kam, welche sagte: Messire Aubry ist todt.

Todt, aber gefallen mit dem Degen in der Faust, als ein Edelmann, mit einem Lanzenstoße mitten durch die Brust.

O! der Leser erinnert sich wohl noch an Aubry und Reine, als sie beide noch fast Kinder waren! Wie sie sich da liebten! *)

Als Aubry sich in der steinernen Zelle, in den Gewölbert des Klosters Saint-Michel befand, da kam Reine in der Nacht mit Lebensgefahr zu ihm, um ihm ihre Fingerspitzen zum Kusse zu reichen.

Welche Leiden, aber auch welche Hoffnungen!

Und als ihnen Gott später ihr Kind schenkte, wie viel süße Thränen flossen da an der Wiege des Lieblings, wie selig lächelten die beiden Gatten! Hatte es doch die schönen Augen von Reine und von Aubry die schönen, blonden Haare.

Es war das Kind der glücklichen, vom Priester gesegneten, echt christlichen Liebe; es war der Erbe, der Schatz!

Hugues von Maurever war in seinem Bette gestorben, das Crucifix an die Lippen drückend. Sterbend hatte er noch gesagt: »Gott rette die Bretagne!«

Und in der Bitterkeit seines Todeskampfes hatte sich der Schleier der Zukunft vor ihm gelüftet. Er hatte im voraus über den Untergang der Bretagne geweint, er, der alte Bretone, in der Stunde seines Sterbens.

Reine hatte sich auf das Kissen zwischen den beiden Grä-

*) Féval bezieht sich hier fortwährend auf den Roman: »Die Uferfee« (la Fée des Grèves), der in unsere Sammlung nicht aufgenommen ist.

Anm. d. Uebers.

dern gekniet. Die Zeit verstrich. Die Kirche blieb leer. Reine betete und träumte abwechselnd.

. . . .

Außer der Kirche, zwischen den Gräbern der Vasallen auf dem Kirchhofe, stand ein Kreuz aus dem schwarzen Granit von Frehel.

Auf diesem Kreuze las man:

»Betet für Simonette le Priol, die Ehegattin Jeannins, des Waffenmeisters.«

Und auf dem Kreuze befanden sich Blumen und ein frischer Kranz, ein Liebeswerk Jeanninens, die keinen Morgen vorübergehen läßt ohne das Grab ihrer Mutter zu besuchen.

Wie in der Kirche befand sich auch auf dem Kirchhof ein einsamer Beter.

Jeannin, der verwitwete Gatte Simonettens.

Die arme Simonette! In voller Jugend und Schönheit, an einem Frühlingsabend war sie hinübergegangen, ihre letzten Seufzer zugleich mit dem ersten Dufte der Maiblumen aushauchend. Sie war ein treues Weib, eine zärtliche Mutter gewesen.

Jeannin stand zwischen dem düstern Laubwerk des Eibenbaumes. Sein Haupt war entblößt. Seine blonden Haare, welche der Helm nicht zusammendrückte, entrollten ihre glänzenden Locken um seine reine, feine Stirne, auf der nicht eine Falte sich zeigte. Die absonderliche Schönheit Jeannins hatte nichts Weibisches. Sein Haupthaar würde allerdings die Stirn eines Weibes geziert haben, allein die Bronzefarbe seines männlichen Antlitzes hob die entschiedenen Linien seiner Züge noch fester hervor.

Freimüthigkeit, Kraft, Tapferkeit, Sanftmuth und

eine vielleicht nur zu naive Einfachheit, dies war der Ausdruck seines Gesichtes.

Auch er warf einen langen, melancholischen Blick in die glückliche Vergangenheit zurück.

Das tausendfältige Gesumme der Landschaft gelangte zu ihm, ohne ihn in seinen Betrachtungen zu stören. Er stand unbeweglich; eine Thräne zitterte an den gesenkten Wimpern seines Auges.

Die Sonne neigte sich bereits gegen den Horizont, als er aus seinem traurigen und doch so lieb gewordenen Traume erwachte. Er küßte den Namen der armen Simonette auf dem granitenen Kreuze.

In diesem Augenblicke trat Madame Reine aus der Kirche. Sie hatte so eben den Namen Aubry's auf dem Grabsteine geküßt.

Beim Anblick der Bewegung Jeannins flog ein Schatten von noch matterer Bläſſe über ihre Wange. Sie trat näher und reichte ihrem Waffenmeister die Hand.

»Sie war ein schönes, ein wackeres Weib!« flüsterte sie.

»Und sie liebte Euch, edle Dame, von ganzem Herzen,« setzte Jeannin mit zitternder Stimme hinzu.

Reine blickte nach dem Kreuze. Sie zog ihre Hand zurück, auf welche der Waffenmeister achtungsvoll seine Lippen drückte.

»Jeannin,« sagte sie in plötzlicher Wehmuth und ohne alle Veranlassung; »glaube nicht, daß ich deine Tochter hasse — —«

»O edle Dame, wer könnte das denken!«

»Urtheile nicht über mich,« fuhr Madame Reine fort, als ob sie ihn nicht gehört hätte; »versuche es nicht über

mich zu urtheilen. Glücklich, überglücklich sind Diejenigen, die darunten liegen!«

Sie zeigte mit dem Finger nach der Erde des Friedhofs. Ihr Haupt neigte sich gegen ihre Brust. Als sie es wieder emporhob, war der Ausdruck ihres Gesichtes vollkommen verändert.

»Hört mich an, Freund Jeannin,« sprach sie trocken, »man muß Jeannine mit irgend einem braven Manne aus ihrem Stande verheirathen. S'ist Zeit. Ich will es.«

VIII.

Gevatter Gillot.

Der St. Michelsberg ragte wie ein Riese mitten unter den von Licht überfluteten Uferflächen empor. Auf dem schwarzen Felsen erhoben sich die hohen, starken Mauern, überragt von den Klostergebäuden, aus denen die Kirche sich kühn zum Himmel emporhob. Hinter der Kirche streckte la Merveille seinen Glockenthurm stolz in die Höhe, der mit der goldenen Statue des Erzengels verziert war.

Die Fenster der Kirche glänzten wie eben so viele Feuerfunken inmitten dieser Masse von Schatten und die Statue des heiligen Michael mit ihren Flügeln flammte im vollen Strahlenmeere des Mittags.

Hinter dem letzten Stockwerk der Gebäude, welche den Mönchen zur Behausung dienten, befand sich eine kleine Zelle, deren schmales Fenster auf die Bucht hinausging. Von hier aus sah man Cancale, la Houle, die Küsten von Cherueix, Tombelène und selbst die Inseln, wenn der Tag heiter war.

Diese Zelle war so hoch gelegen, daß sie fast die Grundmauer des Glockenthurms erreichte. Ein armer, alter Laienbruder bewohnte dieselbe.

Dieser Mönch war in seiner Jugend Soldat gewesen, denn er erzählte gar schöne Geschichten von Krieg und selbst von der Liebe. Seine sechzigjährigen Beine mußten gewaltig schmerzen, wenn er die paar hundert Stufen hinaufstieg, die zu seiner Behausung führten. Allein nichtsdestoweniger war er noch frisch und voll Muth. Er hieß Frater Bruno. Seine Feinde — (und wer hat keine Feinde auf dieser boshaften Welt?) — hatten ihn Bruno die Plappermühle genannt.

Dieser Beiname zielte auf den Wortschwall, welcher die chronische und unheilbare Krankheit des trefflichen Laienbruders war.

Es war ungefähr um die Stunde, in welcher die Mahlzeit der Herrschaft im Schlosse Roz zu Ende ging. Bruder Bruno befand sich allein in seiner Zelle, was ihn übrigens nicht hinderte, fleißig zu plaudern.

»Ja, ja; ja doch!« sagte er, indem er die Decken seines harten Lagers zurecht legte, — »ja, ja, — und abermals ja. Ich habe mich geirrt, ich gebe es ja zu, und das ist doch Alles, was ein Mann thun kann. Doch nun ist's genug, nicht wahr? Wenn ich schon einmal eingestehe, daß ich mich geirrt habe, so ist's aus! Errare humanum, wie der Prior sagt, sed in errore perseverare diabolicum! — Wie oft irrt man sich in der besten Ueberzeugung! Ich glaubte, es sey im Jahre achtundzwanzig gewesen und ich erinnere mich jetzt, daß es vor meinem Streit mit Benoit von Grevèze war, der mir einen Schlag mit der Blechschere gab, als ob er eine Hecke umwerfen wollte, blos weil ich, als ich eben vom Ablaß der Bitttage kam, seiner Hausfrau zugerufen hatte:

Gott behüte Euch, meine hübsche Catiche! — Und das erinnert mich an den Bruder der Catiche, der Benoit's Schwager war. Er hieß, — — ja wie hieß er nur gleich?«

»Bernard, — nicht wahr, mein Alter?«

»Nein, mein Sohn, — 's war nicht Bernard.«

»Doch, doch!«

»Nein, sage ich, nein; ich bin ja nicht blödsinnig!«

»Ist dieser alte Narr starrköpfig!«

»So! nun artet er gar aus! Er kommt in Zorn wegen einem Nichts. Man erörtert einen Gegenstand, aber man wird nicht böse. Das ist meine Manier. Wenn Du böse werden willst, so thue es, — ich bin nicht dabei.«

Die zweite sprechende Person, welcher der Bruder Bruno so offenherzig gestanden hatte, daß er sich geirrt habe, war niemand Anderer als Bruno die Plappermühle. Der Mann, welchem der Bruder Bruno seine Hitze mit solcher Mäßigung vorwarf, war gleichfalls niemand Anderer, als der Bruder Bruno selbst.

Der gute Mann war bei der höchsten Vollendung der Plauderwissenschaft angelangt, bei jener Vollkommenheit, welche die Antwort entbehren kann, oder welche sich vielmehr dieselbe selbst ertheilt. Narcissus liebte sich selbst im Spiegel der Gewässer. Der Schwätzer, der auf den Höhenpunkt seiner Kunst gelangt ist, braucht nicht einmal ein Echo, um seine sinnreiche, aber einsam geführte Plauderei fortzusetzen.

Er plaudert, er erörtert, er beweist und widerlegt. Man hat Schwätzer gesehen, die das monotone Duett auf diese Art verachtend, sich zu einem Terzett herbeiließen, ja sogar die Schwierigkeiten einer Plauderei zu Viert ganz allein

glücklich überwanden. Unter allen Sterblichen sind die Schwätzer am glücklichsten.

Die Hitze, mit welcher Frater Bruno diese Unterredung mit sich selbst durchführte, hinderte ihn ein leises Geräusch zu vernehmen, das an der Thüre seiner Zelle laut ward. Dieses Geräusch rührte von dem Schritte eines Mannes her, der mit Vorsicht in dem Gange vorwärts schritt. Dieser Mann war weder ein Mönch noch ein sonstiger Bewohner des Klosters, denn er schien seinen Weg ein bischen auf gut Glück zu suchen.

Er konnte einer von den zahlreichen Pilgern seyn, die seit einigen Jahren nach dem heiligen Berge strömten. Er konnte auch ein Vasall aus dem Gefolge des Königs von Frankreich seyn.

Wenn man die letztere Annahme gelten ließ, so machte das Gewand unseres Mannes der Prachtliebe des mächtigsten Monarchen jenes Jahrhunderts eben keine besondere Ehre. Er trug enge Stiefel von grauem Filz, die sich über einen langen Gebrauch zu beschweren schienen und an den Gelenken seiner magern Beine auseinanderklafften. Sein Ueberkleid von braunem Tuche trug im Gegentheile eine gewisse übergroße Bequemlichkeit zur Schau. Sein Kopfputz war eine Schiffsmütze, deren viereckig herabgeschlagene Ränder jenen abwärts gebogenen Schirm bildeten, welcher noch in unsern Tagen die Reitröcke der Weiber bei den Fischern im Gebirge characterisirt.

Auf seiner Brust erblickte man zwischen den Falten seines Ueberwurfes die beiden Enden einer eisernen Kette, die einen auf seiner Brust verborgenen Gegenstand festzuhalten schien.

Dieser Mann hatte in seinem ganzen Wesen wirklich etwas Sonderliches und Geheimnißvolles.

Fünfzehn oder zwanzig Zellen gingen auf den Gang hinaus. Unser Mann mit dem braunen Ueberwurf schritt von Thür zu Thür, und las die Klosternamen, die auf jede derselben geschrieben waren.

»Frater Pachomus, — Frater Andreas, — Frater Hilarius u. s. w.«

Er ging vorüber. Vor der Hand wollte er weder mit dem Frater Pachomus, noch mit dem Frater Andreas oder Hilarius sprechen.

Endlich las er auf einer der letzten Thüren: Frater Bruno.

Er blieb stehen und seine Hand kam aus den weiten Aermeln seines Ueberwurfes hervor, um an der kurzen Schnur zu ziehen, die mit dem Schubriegel inwendig in Verbindung stand. Aber seine Hand zauderte in dem Augenblicke, wo er aufmachen wollte, und er begann zu horchen.

»Da hat man's,« murmelte er, »Gott weiß wieviel hundert Stufen ich jetzt umsonst heraufgestiegen bin, — der gute Mann ist nicht allein.«

»Nein,« sagte man in der Zelle, — »nein, ich begreife das nicht. Warum soll man sich denn unter Freunden streiten?«

»Aber wer denkt denn daran mit Dir zu streiten, lieber Freund?«

»Du, das ist doch klar.«

»Ganz und gar nicht, Du bist's. Dein Charakter wird unerträglich.«

»Hm! hm!« brummte unser Mann im braunen Ueber=

wurf, der bereits zwei oder drei Schritte gethan hatte, um sich zurückzuziehen, »die Stimme ist ja immer die nemliche.«

Er kehrte wieder um und legte sein Auge an's Schlüsselloch. Als er sich wieder aufrichtete, schwebte auf seinem gelben galligen Gesichte, auf dem ein bemerkenswerther Scharfsinn sich kundgab, ein schweigendes Lächeln. Ohne länger zu zaudern, zog er an der Schnur und trat in die Zelle.

»Oho!« rief Bruder Bruno, indem er den angefangenen Streit plötzlich abbrach; »guten Tag, Mann! Ihr hättet auch früher anklopfen können, bevor Ihr eintratet.«

»Mein würdiger Bruder!« begann der Fremde.

»Schon gut, schon gut, mein Freund! Ihr scheint eine ziemlich geläufige Zunge zu haben. Aber ich kann die Schwätzer nicht besonders leiden.«

»So sagt man, mein Bruder.«

»Was das anbelangt, bin ich wohl bekannt. Also richtet Euch darnach, ich bitte Euch, faßt Euch kurz, bestimmt und genau.«

»Ich werde es versuchen, mein Bruder.«

»Wie nennt Ihr Euch? Wer seyd Ihr? Was wollet Ihr?«

»Mein Bruder,« antwortete sanft der Fremde, welchen dieser hochmüthige Ton des dienenden Klosterbruders nicht im mindesten zu beleidigen schien, »ich heiße Gillot nach dem Namen meines Vaters, welcher Grobschmied zu Tours in der Touraine war, — und Pierre heiße ich nach dem Taufbuche. Ich bin ein Diener von Meister Olivier le Daim, dem beeidigten Barbier des Königs. Und ich komme im Auftrage des eben genannten Meisters Olivier le Daim, um Erkundigungen bei Euch einzuziehen.«

»Meister Olivier le Daim und Meister Tristan l'Hermite!« murmelte der Mönch, »das Barbiermesser und der Strick! Und warum ist denn Meister le Daim nicht selbst gekommen?«

»Der Dienst Seiner Majestät —«

»Gut, gut, Mann! Ihr solltet eurem geehrten Meister sagen, er möchte Euch ein wenig das Haar schneiden, denn es ist lang und steif.«

Pierre Gillot lächelte artig und bescheiden.

»Mein lieber Bruder Bruno,« sagte er, »Ihr habt einen lustigen und gar liebenswerthen Charakter. Der Klosterprior hat Euch meinem Herrn bezeichnet und ihm gesagt, daß Ihr die Geschichte aller Familien der Bezirke Do!, Dinnan und Malouin im kleinen Finger habt, daß Ihr alle Chroniken kennt —«

»Was für eine Zunge! Was habt Ihr für eine Zunge, Freund!« schrie Bruno; — »meine Ohren sausen mir davon! Was Geschichten und Abenteuer anbelangt, nun ja, sie weiß ich. Auch die Chroniken kenne ich so ziemlich. Warum? Weil ich das Schwert geführt, bevor ich den Rosenkranz handhabte —«

»Wirklich?« fiel ihm Pierre Gillot ins Wort.

»Ums Himmels willen, laßt mich doch ein armseliges Wörtchen reden. Mit eurem citronengelben Gesichte und mit der süßlichen Stimme, die Ihr habt, mahnt Ihr mich ganz an den armen Alary von Tréguier, der im Jahre sechsunddreißig wegen dem Raube eines Ciboriums aus der St. Gabinus-Capelle geviertheilt wurde.«

Pierre Gillot machte hastig das Kreuz.

»Was, ein geraubtes Ciborium, ehrwürdiger Bruder?« rief er mit Abscheu.

»Oho!« meinte Bruno mißmuthig, »glaubt Ihr vielleicht ein besserer Christ zu seyn als ich, Mann? Das erinnert mich bei meinem Worte an —«

Pierre Gillot nahm ihn auf eine höchst einschmeichelnde Weise bei der Hand.

»Gestattet, daß ich mich meines Auftrages entledige,« sagte er, »ich bin nur ein armer Diener und wenn ich heimzukommen zögerte, so würde man mich auszanken. Unter den Familien an der bretonischen Grenze, — ich meine nemlich die adeligen Familien, — möchte mein Gebieter gern eine finden, die in der Lage wäre, einen kühnen Streich zu wagen, um ein neues Vermögen zu erwerben, oder ein altes verlorenes Vermögen wieder zu gewinnen.«

»Verstanden! Und Meister Olivier hält dieses Vermögen in Händen?«

»Meister Olivier oder der König von Frankreich.«

»Verstanden!« wiederholte Frater Bruno; »nun denn, Pierre Gillot, mein Freund, alle Familien in der Bretagne, so wie alle Familien in allen andern Ländern haben die größte Lust, ihr Glück zu machen, wenn sie arm sind. Sind sie aber reich, so haben sie nie das Geringste dagegen, ihre Besitzungen zu vergrößern. Es handelt sich also blos um die Kühnheit.«

»So ist's.«

»Oder um die Ehre?« fuhr der Laienbruder fort, indem er demjenigen, mit dem er sprach, fest ins Gesicht sah.

Dieser schlug die Augen nieder.

»Und darf man wissen, mein Freund Pierre Gillot aus Tours in der Touraine,« sprach Bruno weiter, »zu welchem Zwecke der Meister Olivier le Daim die mehrerwähnte Kühnheit verwenden will?«

»Zu einem rechtlichen und ehrenhaften Werke, mein Bruder, welches den König von Frankreich und den Herzog von der Bretagne einander näher bringen wird.«

»Ah, wie gut sprichst Du doch für den Diener eines Barbiers, Freund Gillot, — wie gut drückst Du Dich aus! Also braucht man eine ehrenhafte Familie?«

»Sehr ehrenhaft.«

»Und das Oberhaupt derselben muß so ein bischen zu allem Möglichen bereit seyn? Denn es ist doch ein Mann, den Du verlangst?«

»Allerdings, ein Mann.«

»Ein Ritter?«

»Wenn's seyn kann, ja. Auf jeden Fall ein Edelmann, der bei dem Herzoge Franz offnen Zutritt hat.«

»Aha, jetzt sehe ich schon, was Du brauchst, mein Freund Gillot! Ein zu großer Herr würde nicht so verwendbar seyn, he?«

»Das ist richtig.«

»Schweige doch, mein Mann. Deine Zunge wird Dich zu Grunde richten. Ein zu großer Herr würde sich auch auf kein zu großes Wagniß einlassen, nicht wahr? — Aber ein einfacher Rittersmann, tapfer wie ein Löwe, ehrgeizig, wie man's ist, wenn man einen Sohn von achtzehn Jahren hat, den man gern auf einen Thron setzen möchte, so wahnwitzig vergöttert man das Kind, — kurz einen Rittersmann, der vom Herzoge Franz persönlich gekannt, von seines Gleichen geliebt, von seinen Vasallen vergöttert wird, —«

»Wo ist dieser Edelmann?« fragte Gillot lebhaft.

»Wo er ist, — mein lieber Gevatter Gillot aus der Touraine?« sagte Bruno mit einem trockenen Lachen. »Er ist dort, wohin wir Alle gehen werden, unter der Woche, oder

auch am Sonntage, wie der Schreiber Bocher sagte, der gleichzeitig auch Kirchendiener in der Kirche zu Fougères war. Er ist auf dem Friedhofe dort drüben, auf der Pfarre von Roz, welches sein Eigenthum war.«

Pierre Gillot hatte leicht die Stirne gerunzelt.

»Ja seht!« rief der Mönch aus, »das war ein Rittersmann, der Messire Aubry von Kergariou! Der kleine Jeannin aus dem Flecken Quatre-Salines, den ich vor Zeiten immer Hammelfell nannte — (weil er ein Hammelfell anstatt eines Ueberwurfs trug) — und der jetzt ein so wackerer Kämpe ist, wie Dunois oder Pottrou, — ich rede von der vergangenen Zeit, — der kleine Jeannin hat mir den Tod seines Herrn erzählt. — Ach, mein lieber Gevatter Gillot aus Tours in der Touraine, sein Tod war der eines Helden und eines Heiligen. Er fiel bei Montlhery in jener Nacht, wo der König Ludwig das Schlachtfeld und die Armee verließ, um einen Spazirritt in die Normandie zu machen.«

Pierre Gillot wendete sich ab und that, als ob er durch das kleine Fenster der Zelle auf das Meer hinausblicke.

»Messire Aubry,« fuhr Bruno fort, »war von seinen wackern Lanzen getrennt worden. Er wurde von den Franzosen umringt, die keinen Pardon gaben, wie Ihr wohl wißt. Messire Aubry war allein mit Maitre Loys, seinem großen schwarzen Windhund, der ihn niemals verließ und bereits sehr alt war. Er hat eine Hündin, die Dame Loyse als Witwe hinterlassen, die sich dort drüben auf dem Herrenschlosse befindet. Daß ich also sage, — die Lanze des Messire Aubry ging in Splitter, sein Schwert zerbrach und sein Kampfbeil zersprang in Stücke, bevor er eine einzige Wunde erhalten hatte. Als aber seine Hand endlich entwaffnet war, da durchbohrte man ihn in aller Bequemlichkeit. Der kleine Jean-

nin lief über die Felder, um seinen Herrn zu suchen; er fand ihn auf dem Boden liegend zwischen einem halben Dutzend erschlagener Franzosen. Maitre Loys schwamm mit aufgerissenem Leib in seinem Blute und athmete nicht mehr. Messire Aubry hob den Kopf empor und sprach:

»Mein Leben weihe ich meinem Herrn, dem Herzog, meinen Geist Gott, meinen letzten Gedanken meiner Frau, Madame Reine, und meinem lieben Kinde!«

»Hm! hm!« machte Pierre Gillot, der mit Ergebung zuhörte, »'s ist also ein Kind da?«

»Ein schöner junger Edelmann.«

»Wie alt ist er?«

»Wartet einmal, Gevatter.«

Frater Bruno begann an den Fingern nachzurechnen.

»Es war im Jahre fünfzig,« murmelte er, »fünfzig, ja, ich sage schon recht. Der alte Edelherr Hue von Maurever hatte den Herzog Franz I. vorgeladen, binnen vierzehn Tagen vor dem Tribunale Gottes zu erscheinen, um für den Mord seines Bruders, Wilhelm von der Bretagne, Rechenschaft zu geben. Der Herzog Franz hatte einen Preis auf den Kopf des Herrn Hue gesetzt. Der Schurke de Meloir war in Reine, die Tochter des alten Ritters, verliebt, er heftete sich an die Fersen des Vaters, um die Tochter zu bekommen. Die Söldlinge Meloir's zündeten die Vorderseite von St. Jean an und die Vasallen Maurever's verließen ihre verbrannten Häuser und flüchteten sich mit ihrem Herrn nach dem Felsen Tombelène — Ha! ha! — ich war dabei, denn ich hatte mich aus dem Kloster auf und davon gemacht, um auch mitraufen zu können! Dafür, mein lieber Gevatter Gillot aus Tours in der Touraine, mußte ich hinterdrein eine tüchtige Buße aushalten. Heiliger Erzengel Michael! Wir errichteten ein

Bollwerk in einer Nacht. Dort sah ich wie der kleine Jeannin, der Hirtenbub, mit einem Mahle ein wackerer Kriegsmann ward. Ich sagte zu ihm: Hammelfell, mein Freund, — Aber wenn ich Euch Alles das wiederholen wollte, was ich ihm damals sagte, so würden wir morgen in der Frühe auch noch hier stehen Es gab damals tüchtige Schläge. Der Ritter Meloir fiel und wurde im Sande der Dünen verscharrt, weil Hammelfell, der blondes Haar hatte, wie ein Mädchen, sich als Ufer-Fee verkleidet hatte, um ihn beim Verfolgen irre zu leiten. Sagt einmal, Gevatter, habt Ihr schon von der Ufer-Fee erzählen gehört?«

»Nein, niemals,« antwortete Pierre Gillot ohne Mißtrauen

»Nun wohlan!« fuhr Frater Bruno, die Plappermühle, fort, »ich werde Euch in der Geschwindigkeit zehn bis zwölf artige Geschichten erzählen, mit denen wir uns bis zur Stunde des Nachtmahls ganz gemächlich die Zeit vertreiben können, — setzt Euch daher, Gevatter.«

»Mein guter Bruder,« entgegnete Gillot, »ich will mich gerne setzen, denn es gefällt mir in eurer Gesellschaft ganz absonderlich, — allein ich werde eure Geschichten ein anderes Mal anhören. Befassen wir uns heute nur mit den Befehlen meines Herrn.«

»Nach eurem Willen, mein Freund; — Gott sey Dank, ich bin durchaus kein Freund vom Geschichtenerzählen. Das Kind — (um auf dasselbe zurück zu kommen), — heißt Aubry, wie sein Vater, und kann jetzt siebzehn und ein halbes Jahr alt seyn.«

»Das ist zu jung.«

»Es handelt sich also um ein sehr wichtiges Geschäft?«

»Um eine Staatsangelegenheit.«

»Auweh, lieber Gevatter!« rief der Mönch, »und eine Staatsangelegenheit leitet Le Daim, der Barbier? Da muß sie ja so schwarz seyn, wie ein Kohlensack! Ich bin seit der Ankunft des Königs von Frankreich im Kloster noch nicht weiter als bis in die Kirche hinab gekommen, denn meine armen, alten Beine wollen mich nicht mehr tragen, aber ich habe sagen gehört, daß Olivier le Daim der böse Geist seines Gebieters ist.«

»Wenn Ihr den König kennen würdet, mein Bruder,« begann Gillot.

»Ich kenne ihn, dem Rufe nach, Gevatter.«

»Hört mich an!« unterbrach ihn Gillot; »der Prior hat mir versichert, daß Ihr ein Mann von großem Verstand und klug im Rathe seyd.«

»Dann geschieht es wahrscheinlich nur, um mich in christlicher Demuth zu erhalten, daß der Prior immer zu mir sagt, ich sey ein alter Narr.«

»Die Zeit drängt mich und mein Herr wartet auf mich. Ich will mit Euch ohne Umschweife reden. Ich bin gekommen, weil ich weiß, daß Ihr in alten Freundschaftsbeziehungen zu dem Jeannin steht, dessen Namen Ihr ausgesprochen habt.«

»Jeannin von Quatre-Salines?«

»Jeannin, der Waffenmeister, der morgen Ritter seyn wird, wenn Ihr es wollt.«

»Du barmherziger Gott!« rief der Mönch, »ob ich es will! Jeannin ist die beste Lanze auf der ganzen Welt, lieber Gevatter. Und sein Herz ist noch zehnmal mehr werth als seine Lanze, aber —«

Er hielt inne und sah seinem geheimnißvollen Besuche zum zweiten Male neugierig ins Gesicht.

»Aber seit wann,« ergänzte er dann seinen Satz,

»seit wann, mein lieber Gevatter Gillot aus Tours in der Touraine, sind denn die Diener der Barbiere im Stande, die Würden der Ritterschaft zu verleihen?«

IX.

Carl und Anna.

Blos deshalb, weil Pierre Gillot aus Tours in der Touraine nichts anders war, als der Diener eines Barbiers, haben wir seine Person mit einer gewissen Nachlässigkeit geschildert. Zu welchem Behufe sollte man auch das lebensgroße Porträt eines solchen armen Schluckers entwerfen, da doch die Seiten dieses Buches von den edelsten Namen voll sind, — da wir uns ohne Zweifel mit seinem berühmten Meister Olivier le Daim, und sogar mit dem Meister Oliviers le Daim, mit dem König Ludwig von Frankreich werden beschäftigen müssen?

Es ist nun allerdings wahr, daß die Kunst auf den Rang keine Rücksicht nimmt. Man stelle einem Callot eine ganze Armee vor und er vernachlässigt den General, um einen armseligen Packknecht zu zeichnen, dessen Lumpen sich unter dem Stift malerischer gestalten.

Charlet, der Apelles unseres Olymps, verläßt den Corporal nur wegen der Marketenderin und die Marketenderin nur wegen dem Recruten.

Allein trotz diesen Beispielen sind wir fest entschlossen, dem Leser nicht zu sagen, wie viele Runzeln Pierre Gillot unter seinem rechten Auge hatte, wenn sein verschmitztes und ein bischen spöttisches Lächeln über sein gallensüchtiges Antlitz flog. Wir wollen auch den Umstand verschweigen, daß

er seine Beine gern kreuzweis übereinander legte, wenn er saß. Wir wollen auch nicht einmal das sagen, daß er seinem Zeitalter voraneilend seine Daumen auf das Schönste um einander drehte, gleich unsern gepuderten Großvätern, den Freunden der Encyclopädie, die auch durch sie guillotinirt wurden.

Und nichtsdestoweniger war Pierre Gillot ein sonderbarer Kauz. Uebrigens werden wir ja noch Gelegenheit haben von ihm zu reden.

Auf die Frage des ehrlichen Laienbruders, seit wann denn die Diener der Barbiere im Stande wären die Würde der Ritterschaft zu verleihen, schlug Pierre Gillot die Augen nieder und rieb mit der Rückseite seines Aermels einen Fleck hinweg, den er auf seinen Stiefeln hatte.

So ungefähr sehen die Katzen aus, wenn sie ihre Haare glätten, bevor der Regen fällt.

Frater Bruno sah ihn mit dem Bewußtseyn eines Mannes an, der so eben einen Meisterstreich vollführt hat.

»Ei, ei, mein würdiger Bruder,« murmelte Gillot mit der größten Sanftmuth, »Ihr müßt ein wenig von einem Advocaten an Euch haben, da Ihr die Mönchskutte schon lang genug tragt. Hört doch einmal folgende Anekdote, die Ihr in Justinus kurzem Abriß der Geschichte des Trogus Pompejus lesen könnt. Philipp, König von Macedonien, der Vater Alexander des Großen, hatte einen Minister, der eine Geliebte hatte, diese hatte einen Vetter, der Vetter aber einen Flötenspieler und der Flötenspieler endlich einen Hund. — Der Hund hätte auch noch einen Philosophen haben können, allein die Geschichte verharrt über diesen Punkt mit Schweigen. Ein Illyrier, der Philopator oder Philometor hieß, und kurz zuvor seinen Vater oder seine Mutter ver-

giftet hatte, bekam Lust, eine Stadt in Cappadocien zu verwalten. Was denkt Ihr nun, an wen er sich wendete?«

»An den König?« antwortete Frater Bruno.

»Nein.«

»An den Minister?«

»Ganz und gar nicht.«

»An die Geliebte?«

»Eben so wenig.«

»An den Vetter also?«

»Nein, und wieder nein.«

»Ich hab's; er wendete sich an den Flötenspieler.«

»Ihr habt es noch immer nicht, lieber Bruder. Er machte von seinem Gürtel ein Körnchen Gold los und kaufte dafür einen Korb voll Fleisch, den er voll Achtung dem Hunde des Flötenspielers vorsetzte. Der Flötenspieler liebte seinen Hund, der Vetter liebte den Flötenspieler, die Maitresse liebte den Vetter, der Minister liebte die Maitresse und der König haßte den Minister: der Illyrier bekam seine Stelle als Gouverneur.«

»Ah zum Beispiel!« rief Frater Bruno, »das ist eine gute Geschichte! Habt die Güte, mir dieselbe nochmals zu erzählen, damit ich im Stande bin sie geläufig nachzuerzählen.«

Pierre Gillot wiederholte seine Anekdote mit der größtmöglichen Gefälligkeit.

»Und das Datum?« fragte der Mönch; »denn ich sage gern: Im Jahre so und so viel —«

»Es war im Jahre 340 vor Jesus Christus, ehrwürdiger Bruder.«

»Im Jahre 340 vor der Geburt unseres Herrn,« brummte Bruno, der seine mnemotechnische Arbeit verrich-

tete, »kaufte Philopator von Illyrien Fleisch für den Hund des Flötenspielers des Vetters der Maitresse des Ministers des Königs Philipp von Macedonien, welcher der Vater Alexander des Großen war. Nun, mein lieber Gevatter,« setzte er laut hinzu, »Ihr seyd ein kurzweiliger und gesprächiger Patron, und es freut mich von ganzem Herzen, Euch kennen gelernt zu haben. Ihr bedürft also meinen Freund Jeannin?«

»Ich nicht, — aber mein Herr.«

»Was bedeutet also die Geschichte mit dem Hund?«

»Gotts Ostern (Pâsques Dieu)!« murmelte Pierre Gillot, »ist das ein alter Fuchs! Die Geschichte mit dem Hund paßt insofern ganz gut, als Jeannin zuerst mit mir zu thun haben wird.«

»Und was werdet Ihr ihm sagen?«

»Ehrwürdiger Bruder, — es gibt adelige und reiche Erbinnen am französischen Hofe; ist jener Jeannin vermält?«

»Er ist Witwer.«

»Ohne Kinder?«

»Er hat eine Tochter, schön wie die Liebesgötter.«

»Am Hofe des Königs von Frankreich, ehrwürdiger Bruder, gibt es auch adelige und reiche Junker.«

»Das verstehe ich schon, Gevatter, aber das, was ich wissen möchte —«

»Ist das Staatsgeheimniß, nicht wahr?«

»Richtig.«

Pierre Gillot rückte seinen Stuhl näher. Man hätte erfahrner seyn müssen, als der Bruder Bruno, um die plötzliche und rasche Geistesbewegung zu entdecken, die im Kopfe

dieses Mannes vorging. Sein Gesicht veränderte sich nicht. Sein Wort blieb sanft und ruhig.

»Liebt Ihr die Engländer?« fragte er, indem er seine plötzlich emporgeschlagenen Augen auf den Mönch richtete.

»Ungefähr eben so wie das hitzige Fieber, lieber Gevatter.«

»Nun also, das, was man vor hat, bezieht sich auf die Engländer.«

»Laßt doch ein wenig hören.«

»S'ist eine Negociation, die ab ovo angefangen werden muß, — und die auch gewissermaßen mit der Anekdote des Trogus Pompejus im Zusammenhange steht. Denn am Ende könnte man sich ja geradezu an Herrn Tanneguy du Chastelet, oder gar an den Herzog von der Bretagne selbst wenden. Allein man hat Zeit, — genügende Zeit, da die Königin von Frankreich erst im dritten Monat in der Hoffnung ist.«

»Die Königin von Frankreich?« fiel ihm Bruno ins Wort, die Augen weit aufreißend.

»Ja, mein ehrwürdiger Bruder, die Königin von Frankreich, und diesmal hat Meister Coictier, der Arzt des Königs, gesagt, daß die kleine Prinzessin, Madame Anna von Beaujeu, einen kleinen Bruder bekommen wird, — einen Dauphin, — bei unserer lieben Frau von Plessis! Und Meister Coictier hat sich in seinem ganzen Leben noch niemals geirrt.«

»Das erinnert mich an die Geschichte von Michel Savon, dem Thierärzt zu Rohan,« sagte Bruno lachend. »Er errieth, blos indem er ein frisches Ei wog, ob in demselben ein Hähnlein oder ein Hühnlein seyn werde. Michel Savon ist im Jahre zweiundvierzig gestorben, in dem Orte Grande-

Lande, unterhalb Miniac-Morvan. Seine Frau hat nur ein Auge und seine ältere Tochter hat den Boten aus dem alten Flecken Miniac geheirathet, welcher drei Kinder von seinem ersten Weibe hatte, das Ivonne la Seiche hieß und aus Janzé war, von wo die fetten Poulards kommen. Der erste Mann dieser Ivonne, Joson Villioux, legte Feuer an den Glockenthurm von Becherel, als er von der Hochzeit seines Bruders Hervé Villioux zurückkam, der seines Handwerks ein Gerber war und jetzt gleichfalls todt ist. Aber sagt mir eure Staatsgeheimnisse, lieber Gevatter Gillot aus Tours in der Touraine, — Ihr seht ja, daß ich nicht geschwätzig bin, — man könnte mich in Stücke hauen, wie das Fleisch zu den Pasteten, und ich würde doch kein Wort verrathen.«

Während Bruno redete, lächelte der Mann im braunen Ueberwurf auf eine sehr artige Weise; was ihn übrigens nicht hinderte, sich Alles wohl zu überlegen.

»Ihr müßt verschwiegen seyn wie ein hölzerner Heiliger, mein ehrwürdiger Bruder,« sagte er, »man sieht dies ohnedem. Und ich zaudere nicht einen Augenblick, Euch die Geschichte Frankreichs anzuvertrauen.«

Frater Bruno richtete sich auf und nahm die Haltung eines Menschen an, dessen Ohren einen Orakelspruch vernehmen sollen.

»Zwischen die Bretagne und England,« begann Pierre Gillot, »hat Gott das weite Meer gelegt, zwischen Frankreich und die Bretagne hat Gott nur einen Bach gezogen. Wer wagt zu behaupten, daß Gott irgend ein Ding planlos oder leichtsinnig mache? Die Bretagne gehört zu Frankreich, wie der Fluß zum Ocean, wie der Arm zum Körper. Das muß so seyn und es wird so seyn!«

»Lieber Gevatter,« fiel ihm Bruno ins Wort, »Ihr habt mich so eben erst von Herrn Hue von Maurever erzählen gehört, dem Erbherrn auf Roz, Aumone und St. Jean des Grèves?«

»Meint Ihr den, welcher den Herzog Franz I. vor das himmlische Tribunal lud?«

»Eben den. Wenn ich wieder auf ihn zurückkomme, so geschieht es nur deshalb, weil Jeannin, mein Freund, sein Diener war, und Herr Hue sehr oft an das dachte, was Ihr so eben gesagt habt.«

»Er war also mit mir einverstanden?« fragte Gillot mit Hast.

»Ja, sowie der Delinquent mit dem Henker einverstanden ist, der ihm zuruft: Du mußt sterben. Nein, nein, mein lieber Gevatter! Das war ein Bretone von altem Schrot und Korn. Allein das, was Ihr wünschet, das befürchtete er. Wenn's Euch behagt, so theil ich Euch die Art von Prophezeiung mit, die uns Herr Hue auf seinem Todtenbett gemacht hat.«

»Ja, es behagt mir,« antwortete Gillot ohne Zaudern.

Frater Bruno war an eine solche Willfährigkeit nicht gewöhnt. Er fühlte sich wahrhaftig größer werden diesem Manne gegenüber, der ihm Staatsgeheimnisse anvertraute und dabei keinen sehnlicheren Wunsch hegte, als seine Geschichten anzuhören.

»Es war im Herrenhause zu Roz,« begann er, »dort drüben, auf der andern Seite des St. Colmanns-Moores. Ich war eben dort auf einem freundschaftlichen Besuche, den ich der armen Simonette le Priol machte, der seligen Ehefrau Jeannin's. Herr Hue lag seit dem Morgen im Todeskampfe. Als der Abend hereinbrach, sagte er zu dem Priester:

»Ruft meinen Sohn Aubry, meine Tochter Reine und den kleinen Aubry, ihr Kind, ruft auch meinen Herrn Vetter Morin von Maurever, Erbherrn auf Quesnoy, und dessen Tochter Bertha; ruft auch Jeannin, den wackern Mann, kurz, ruft Jeden und Jede, denn ich werde in Gott meinen Geist aufgeben.«

»Sie kamen alle, und gar viele waren, die weinten, denn Maurever hatte als Edelmann und Christ gelebt, milde gegen die Schwachen, hart gegen die Starken. Herr Aubry und Madame Reine reichten ihm die Hand. Mich dünkt, ich höre die Stimme des stolzen Alten noch, als er sich zum letzten Male auf seinem Lager emporrichtete.

»Meine Freunde,« sprach er, »Ihr meine lieben Diener und Kinder! die Stunde meines Todes ist da. Ich werde in einer bessern Welt für Euch bitten. Bedauert mich nicht; — ich habe nur zu lange gelebt.

»Aubry I., mein Schwiegersohn und mein Freund! Du wirst mir bald nachfolgen. Reine, meine Tochter, spare deine Thränen, Du wirst auf dieser Erde noch lang und grausam zu leiden haben.

»Aubry II., mein Enkel, Du wirst die Bretagne untergehen sehen!«

Pierre Gillot zuckte zusammen, wie man bei einem heftigen Stoße thut.

»Wenn Ihr wollt, Gevatter,« unterbrach sich Bruno selbst, »so will ich nicht weiter erzählen.«

»Doch, ehrwürdiger Bruder, doch, doch! Meine Nerven sind beinahe fünfzig Jahre alt; sie fragen mich nicht mehr um Erlaubniß, wenn sie zucken und meinen Körper erzittern lassen wollen.«

»Beim wahrhaftigen Gott, Gevatter, ich bin um zwanzig Jahre älter als Ihr, aber meine Nerven halten sich nur zu ruhig. Doch ich fahre fort, weil's Euch ein Vergnügen macht. Herr Hue sagte Folgendes:

»Aubry, mein Enkel, Du wirst die Bretagne untergehn sehen!«

»Es entstand ein Schweigen, während dessen Dauer man nichts vernahm, als verhaltenes Schluchzen. Er blickte nach dem Himmel seines Bettes, wo zwei in Gold gestickte Windhunde das Wappen der Bretagne hielten. Seine erloschenen Augen belebten sich auf's neue und strahlten vom Feuer einer höhern Eingebung.

»Schande über uns!« begann er endlich mit veränderter Stimme, »wehe über unsre Kinder!

»Schande über uns, die wir uns gegen Gott versündigt haben! Wehe unsern Kindern, die das fremde Joch tragen müssen und den Namen ihres Landes verlieren werden!

»Hört mich an! Unsere Väter sind aus Gallien und Cornwallis gekommen. Allein jetzt sind Sachsen und Normänner in den Ländern Cornwallis und Gallien.

»Werdet keine Engländer!

»Der Franzose kommt! Bretonen, ihr alten Söhne des Murdoch! wo sind eure Lanzen?

»Werdet keine Franzosen!

»Verströmt lieber euer Blut im Flusse Couesnon, der so breit werden wird wie ein Meer.

»Hört mir zu! — Seht Ihr die Lanzen der Bretagne? die Schwerter von Leon und die Schwerter von Tréguir! die Ritter von Kerne! die Reisigen von Quimper! Nantes! Rennes! Vannes! St. Malo! Dinan! Dol und Pontevy! Ihr

wackern Städte, Ihr tapfren Soldaten! Fougères, Vitré, Morlaix, Lannion, Guingam, Redon, Montfort, Lamballe, Moncoutour, Hennebon! — Hat Frankreich etwa mehr oder stärkere Städte als wir? Denn ich vergesse Chateaulin, Combourg, Loudenc, St. Pol, Brest, den großen Meereshafen, Pontorson, Quimperle, Chateaubriand, Ploërmel und Guerande! Unsere Bretagne ist ein altes Königreich! Kämpft und fallet, — nur werbet mir keine Franzosen!

»Liebe Verwandte, liebe Kinder und Vasallen, ich preise mich glücklich, daß ich sterben kann, denn die, welche leben, werden entehrt leben.

»Hört mir zu! — Jahre rauschen vorüber. Frankreich hat sich auf das Waffenspiel nicht eingelassen. Ludwig XI. ist todt, aber sein spitzfindiger Geist überlebt ihn.«

»Ei sagt doch, Gevatter,« unterbrach sich Bruno selbst, »was habt Ihr denn?«

Die Zähne Pierre Gillot's schlugen aneinander und er war leichenfahl.

»Fahrt nur fort,« sagte er.

Und leise setzte er hinzu:

»Die Könige sind sterblich, ich weiß es wohl.«

»Ihr selbst wollt es,« fuhr Bruno fort, der mit Staunen seine Erschütterung gewahr wurde, — »ich erzähle weiter. Alles das sagte der alte Herr in seinem Todeskampfe. Aber Ihr habt mir den Faden meiner Inspiration abgeschnitten und ich weiß nicht, wie ich ihn wieder anknüpfen soll. Doch ein Wort ist so gut wie tausende; — Herr Hue verkündigte uns ganz deutlich, daß nach dem Ableben des Königs Ludwig XI. ein neuer kommen werde, und daß die Bretagne nicht durch das Eisen erobert, sondern durch ein

Gauklerstückchen hinweggenommen werden würde, daß man eine Heirath schließen werde—«

»Eine Heirath!« wiederholte Pierre Gillot, dessen Aufregung eine außerordentliche war; »und hat er vielleicht auch zufällig den Namen des Brautpaares gesagt?«

»Allerdings, — er hat ihn gesagt,« antwortete Bruno.

Pierre Gillot zog ein kleines Pergament aus der Tasche seines Ueberwurfes.

»Mein ehrwürdiger Bruder,« sprach er mit zitternder Stimme, — »eine heilige Nonne von den Ufern der Loire hat eine ähnliche Prophezeiung gethan, — und die Namen, die sie genannt hat, stehen auf diesem geweihten Pergament. Wiederholt mir diejenigen, welche Herr Hue kundgegeben hat; wir wollen sehen, ob es dieselben sind.«

»Carl und Anna,« sagte Frater Bruno.

Pierre Gillot öffnete das Pergament und las:

»Carl und Anna.«

X.

Wie der Frater Bruno macedonische Namen für den Hund des Flötenspielers und für verschiedene andere Personen fand.

Der Frater Bruno blieb einen Augenblick mit offenem Munde stehen und betrachtete das Pergament Pierre Gillot's mit weit aufgerissenen verdutzten Augen.

»Ei! ei!« sagte er endlich, »das nenne ich eine seltsame Geschichte! — Aber, lieber Gevatter Gillot, was redet Ihr denn von der Königin, die im dritten Monat schwanger

ist. Wir brauchen einen Carl und eine Anna. Ihr habt bereits die Prinzessin Anna von Beaujeu, — der Bretagne kommt es jetzt zu, uns einen Carl zu liefern. Und bei meinem Seelenheile! Frau Margaretha von Foix, die Gattin des Herzogs Franz, ist gleichfalls gesegneten Leibes und sie wird den Carl bringen.«

»Nein, nein!« rief der Mann im braunen Ueberwurf mit großer Lebhaftigkeit. »Meinem Herrn, oder vielmehr dem Herrn meines Herrn liegt zu sehr daran, daß der Bräutigam von seiner Seite komme.«

»Ei seht, lieber Gevatter,« nahm Bruno wieder das Wort, »ich habe in meinem Leben mehr als eine Heirath abgeschlossen, zuerst die von Guinon Martelusson aus dem Flecken Houle mit Nielle Baroux, meiner Nichte, nach der Sitte von Bêtons (das im Bisthum Rennes hinter St. Gregoir liegt) und es war eine schöne Hochzeit, das kann ich Euch versichern! S'ging so lustig her, daß der Sire de la Motte, von Vauvert und von Broons der Nielle zehn goldene Angelus gab, um ihr Haus auszuschmücken. Es war derselbe Sire von Broons, der immer mit einem zwölf Fuß langen Schwert in den Krieg zog, wie Thibaut von der Champagne, und der zu seiner Frau, die eine Querhoënt aus der Niederbretagne war, beim Abschied Folgendes sagte: . . .«

Allein Gillot hatte nicht die mindeste Lust zu erfahren, was der Sire de la Motte, von Vauvert und von Broons, seiner Frau, die eine Querhoënt aus der Niederbretagne war, beim Abschied gesagt hatte. Er unterbrach daher den Frater Bruno mit der artigsten Miene von der Welt.

»'S ist überraschend,« sagte er, »welches Vergnügen ich empfinde, wenn ich Euch reden höre.«

»Ei nun, lieber Gevatter, so laßt mich meine Geschichte auserzählen.«

»Ich möchte es vom Herzen gern, aber ich bin nur ein armer Mann, der besoldet wird, um zu gehorchen; — mein Gebieter ist streng.«

»Nun so kommen wir wieder auf unsere Heirath zurück, 's ist mir auch recht. Binnen drei oder vier Monaten werden Carl von Frankreich und Anna von der Bretagne geboren werden. Das Erste, was Ihr zu thun habt, wenn ich Euch einen Rath geben darf, ist das, daß Ihr sie taufen lasset. Hierauf wird man sie zu einer Amme bringen. Binnen Jahr und Tag wird man sie entwöhnen; Prinzessin Anna von der Bretagne wird in gälischer Mundart Papa lallen und Se. Hoheit der Dauphin von Frankreich wird französisch Mama schreien. Das ist der schickliche Moment zur Verlobung.«

»Vortrefflicher Bruder Bruno!« sagte der Mann im braunen Ueberwurfe, in tief ergriffenem Tone, ihn bei beiden Händen fassend; »ich habe noch keinen lebenden Christmenschen gesehen, der so anmuthig scherzt, wie Ihr! Und man kann sagen, daß der Grund zu dieser Staatsangelegenheit mit vieler Lustigkeit gelegt worden ist.«

»Und mit Leichtigkeit! Sechshundert Fuß hoch über dem Boden. Dies ist nemlich die Höhe meiner Zelle.«

»Immer witziger, immer geistreicher!«

»He, he! wenn man's darauf anlegt, da geht's schon! Das erinnert mich an einen guten Witz, den ich im Todesjahre des verstorbenen Königs gemacht habe, am Abende vor Lichtmessen. Donduraine, der Schneider von Villedieu, sagte zu mir —«

»Hört mich an,« unterbrach ihn Pierre Gillot gravitä=

tisch, »ich wäre im Stande hier zwei Wochen zuzubringen und Euch voll Bewunderung zuzuhören, ich kenne mich! — Aber da würde ich gezüchtigt werden, seht Ihr. Ich thue mir also selbst einen Zwang an und verzichte mit Leidwesen auf den Schluß der Geschichte. Wollt Ihr mich als euren Freund und Gefährten bei dem Waffenmeister Jeannin beglaubigen?«

Frater Bruno zauderte einen Augenblick.

»Am Ende,« dachte er laut (denn leise zu denken, wäre eine gute Gelegenheit verloren gewesen, seiner Zunge freien Spielraum zu gönnen), »am Ende kann meinem Freunde Jeannin daraus doch nichts Böses erwachsen. Und von heute bis zur Zeit, wo Seine Hoheit der künftige Dauphin und die gnädige Prinzessin Anna von der Bretagne, die erst geboren werden muß, zum Alter der Vernunft gelangen, wird noch viel Wasser in die See laufen. — Also, ich willige ein, Gevatter.«

»Und was verlangt Ihr als Lohn für diesen Dienst?«

»Ich verlange, daß man, wenn es sich thun läßt, meine Zelle ins Erdgeschoß verlegt. Unten findet man mehr Leute, mit denen man reden kann, obwohl ich von Natur aus sehr schweigsam bin.«

»Ihr sollt eine Zelle im Erdgeschosse bekommen.«

»Na schön! Und das ist am Ende doch schwieriger, als Einen zum Ritter zu machen, denn die Zellen sind alle besetzt.«

»Meister Olivier le Daim wird dafür sorgen, ich verspreche es Euch.«

»Nun das lasse ich mir gerne gefallen. Jetzt seht mir aber einmal ins Gesicht, mein lieber Gevatter Gillot aus Tours in der Touraine. Das, was ich Euch jetzt sagen werde, sage ich Euch zu eurem eigenen Heile. Begebt Euch zu meinem

Freunde Jeannin, da Ihr einmal Lust dazu habt, aber vergeßt nicht, daß Ihr nichts von ihm verlangt, was gegen die Pflicht eines Christen oder gegen die Ehre eines Bretonen streitet, denn er würde Euch beide Arme und beide Beine und den Kopf obendrein entzweischlagen. Da nehmt, ich leihe Euch meinen Rosenkranz. Er kennt ihn gut, bei meinem heiligen Patron! Ihr werdet ihm denselben zeigen und zu ihm sprechen: »Ich komme zu dem alten Bruno, der so schöne Geschichten erzählt.«

»Ich werde nicht ermangeln,« entgegnete Gillot, indem er den Rosenkranz von Ebenholz in Empfang nahm, »schön Dank, mein werther Bruder! — auf Wiedersehen!«

»Auf Wiedersehen!«

Gillot schritt auf die Thür zu und ging hinaus.

»Hollah!« schrie ihm Bruno nach, ihn zurückrufend, »kommt doch noch ein klein wenig zurück, lieber Gevatter! Ich habe das Datum von der Geschichte des Hundes des Flötenspielers des Vetters der Geliebten des Ministers des Königs Philipp von Macedonien vergessen.«

»Dreihundertvierzig vor Jesus Christus, ehrwürdiger Bruder.«

»Schön, schön! das genügt; eine 3, eine 4 und eine Nulle! — Ich danke.«

Gillot ging die ersten Stufen die Treppe hinab.

»Sagt doch,« rief ihm der Bruder Bruno abermals nach, »war jener Trogus Pompejus, den Justinus abgekürzt hat, ein Mann der Kirche?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Und wie hieß denn der Hund? Den Namen des Hundes habt Ihr wohl vergessen?«

Allein Gilot war diesmal bereits zu weit entfernt.

Bruder Bruno konnte den Namen des Hundes nicht erfahren.

»So verliert nun die Geschichte die Hälfte von ihrem Werthe,« brummte er, in seine Zelle zurückkehrend; »ich hätte ihn doch früherum den Namen des Hundes fragen sollen, bevor ich ihm meinen Rosenkranz gab.«

»Aber wirst Du Dich denn niemals bessern,« unterbrach er sich selbst voll Zorn.

»Mich bessern? In wie fern?«

»Du weißt schon, was ich sagen will.«

»Nichts weiß ich.«

»Ei! Lüge doch wenigstens nicht!«

»Wer lügt, alter Hallunke?«

»Schon wieder Grobheiten!«

»Du hast angefangen!«

»Schön! schön! Aber ich sage Dir im Voraus, daß ich mich in diesem Tone nicht mit Dir zanke!«

Gleichzeitig machte Bruno eine Geberde voll Würde, wie um diesem unzeitigen und übel angebrachten Streit ein Ende zu machen. Man schwieg auf der einen Seite, wie auf der andern. Thatsache ist's, daß derlei Zaubereien häufig in erbitterte Kämpfe ausarten und daß ohne seine lobenswerthe Vorsicht der Frater Bruno sich der Gefahr ausgesetzt hätte, sich selbst bei den Haaren zu nehmen.

Er lehnte sich gegen den Stützstein seines kleinen Fensters. Allein er hegte noch immer einen gewissen Groll und der Erstbeste, der gekommen wäre, hätte sehen müssen, daß er etwas auf dem Herzen hatte.

»Ich sage Dir ein für alle Mal,« begann er nach einem sehr kurzen Schweigen, »lege mehr Mäßigung in deine Worte! Wenn man sich gleich bei den ersten Worten so är-

gert, daß man roth wird, so ist das der Tod für jede Erörterung. Denn was folgt daraus? Man ist genöthigt zu schweigen, um nicht zu Extremen zu gelangen, die immer unliebsam sind. Das Gewand, das wir tragen, legt uns eine große Zurückhaltung auf. Du bist im Grunde nicht bösartig, aber Du bist unüberlegt.

»Geh! geh! Möchtest Du uns nicht eine stundenlange Predigt halten?

»Nun urtheile selbst einmal. Jetzt fängst Du schon wieder an.

»Ja doch, ich will anfangen, ich?

»Weißt Du, was ich thun werde? Ich werde Dir kein Wort erwiedern.

»Auch gut, so halte das Maul, und damit Hollah!«

Frater Bruno zuckte die Achseln, wie ein Mensch, der einen zu hitzigen Gegner nicht aufs Aeußerste treiben will.

In diesem Momente wurde sein Blick, der zerstreut über die Wiesen des Ufers hinglitt, durch den funkelnden Schein angezogen, der von den Helmen und Panzern einer Schaar von Reisigen strahlte. Die Truppe zog von Mont-St.-Michel aus und nahm ihre Richtung nach Couesnon. Sie bestand aus Soldaten des Königs von Frankreich.

Etwa vier- oder fünfhundert Schritte links von dieser Gruppe ritt ein Mann ganz allein auf einem Gaul von höchst armseligem Aussehen. Er trug eine Mütze, deren Schirmchen tief über die Augen herabging, einen braunen Ueberwurf und Stiefel von der Farbe des Staubes.

»Schau! schau!« sprach Frater Bruno für sich, »mein Gevatter Gillot hat keine Zeit verloren. Da reitet er bereits nach dem Herrenhause von Roz. Aber wohin ziehen denn die Söldner?«

Die Söldner folgten ungefähr derselben Richtung wie

der gute Gevatter Gillot, aber der Letztere gehörte augenscheinlich nicht zu ihrer Gesellschaft.

Er passirte die Furt bei Couesnon. Bruno sah wie er über die Ländereien unterhalb des Dorfes St. Jean dahin klapperte.

Die Soldaten zogen fortwährend am Saume der Dünen dahin.

»Alles eins!« dachte Frater Bruno, »ich will mir eine Stecknadel in den Aermel meiner Kutte stecken, damit ich nicht vergesse, ihn um den Namen des Hundes zu fragen, wenn er mir meinen Rosenkranz zurückbringt.«

Dann setzte er in Form einer Schlußzusammenfassung hinzu:

»Eine Drei, — eine Vier, — eine Null, Philipp, König von Macedonien, Vater Alexanders des Großen, — sein Minister (abermals kein Name! wie unvollständig das ist!) — die Favorite des Ministers (auch ohne Namen), — der Vetter der Favorite (in jenem Lande müssen sie gar keine Namen gehabt haben!) — der Flötenspieler —«

Er schlug sich plötzlich an die Stirn, wie ein Mensch, der eine große Idee zu Tage fördern will.

»Heiliger Gott!« rief er aus. »Warum sollte ich denn nicht selbst alle taufen? Ich werde den Minister Enguerrand, die Favorite Fleur d'Epine, den Vetter Artus, den Flötenspieler Jean Pierre und den Hund Medor nennen. Gewiß haben die Macedonier, Menschen und Thiere, keine schöneren Namen gehabt als diese!«

. . . .

Die Sonne versengte den schütteren Rasen auf der Plattform von Roz. Die Zugthiere lagen wiederkäuend im Stalle. Kein Gesicht zeigte sich an den fest geschlossenen Fenstern des Herrenhauses.

Allein frisch und kühl war es unter den großen Bäumen, deren dichtes Laubwerk sich am nordöstlichen Ende des Berges ausbreitete, und die sich in wogenden, verworrenen Massen bis zu den ersten Hütten am Moore hinzogen. Der Forst war still und öde. Kaum erlauschte man in weiter Ferne die sich verlierenden Töne von irgend einem bretonischen Klagelied, das die einschläfernde Melodie seiner hundertfünfzig Strophen langsam verhallen ließ.

»Messire,« flüsterte eine wunderliebliche sanfte Stimme unter dem Laubdach des Gehölzes; »Messire, es ist das letzte Mal, daß ich zu unserm Stelldichein komme. Gestern war ich noch ein Kind, und mich dünkte, daß ich mich, ohne einen Fehltritt zu begehen, mit Euch unterreden konnte —«

»Nun, und weiter, Jeannine, meine schöne Jeannine?«

»Nun, Messire, — heute hat mich die edle Dame von Kergariou, meine geliebte und verehrte Gebieterin, darüber aufgeklärt, daß ich mich täuschte.«

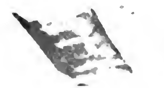
»Du liebst mich also nicht mehr, Jeannine?«

»Ach! Messire Aubry, — es wäre mir ganz recht, wenn ich Euch nicht mehr liebte.«

Es standen dort zwei riesige Kastanienbäume, deren Zwillingsstämme durch eine Moosbank verbunden waren. Jeannine hatte sich auf die Bank gesetzt. Messire Aubry stand aufrecht vor ihr, mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen.

Sie waren beide Kinder, aber Aubry noch mehr Kind als Jeannine.

Sie waren gut und schön. Jeannine sagte die Wahrheit, das arme Mädchen! Gestern wußte sie noch nichts.



Gestern nahm sie sich noch nicht einmal die Mühe ihr kleines Herz zu fragen. War sie nicht mit Aubry erzogen worden? Wen hätte sie denn lieben sollen, wenn nicht ihn, den Gefährten ihrer Kindheit, ihren Bruder, ihren Herrn?«

Allein seit gestern hatte sie gar Manches erfahren. Sie hatte erfahren, daß Aubry der Verlobte seiner schönen Cousine Bertha von Maurever war.

Sie hatte erfahren, daß Madame Reine ihr Fenster, das Fenster Jeanninens, fürchtete, wenn es offen war. Ach! ach! man glaubt nicht welchen Weg das Herz zurücklegt, bevor der Verstand erwacht!

Ohne es zu wissen, hatte Jeannine gestern gehofft, während sie heute litt.

Ihre schönen, niedergeschlagenen Augen sahen an den Lidern ein wenig roth aus. Sie versuchte zu lächeln, aber wenn ein Sonnenstrahl durch das dichte Laubwerk drang, da sah man es wohl, daß sie geweint hatte.

»Hört mich an, Messire Aubry,« begann sie auf's neue, »es gibt auf der ganzen Welt kein schöneres und besseres junges Mädchen, als Bertha von Maurever —«

»Es gibt noch Dich, Jeannine,« fiel ihr Aubry ins Wort.

»O ich!« sagte das Mädchen lächelnd, »ich bin nur ein Vasallenkind.«

»Und wenn ich Dich zur Edeldame machen will?« fragte Aubry, indem er ihre Hand ergriff.

Ein lebhafteres Incarnat trat auf die Wangen der Jungfrau.

Und dennoch sagten wir, daß sie gut war. Allein wo ist das Herz, das frei von Ehrgeiz ist?«

Wo ist es, wenn nicht vielleicht in jenen harmlosen und ganz anständig einfältigen Büchern, die mit der größten Hartnäckigkeit die Menschennatur nach gewissen Formeln malen, — wie man einst den Sturm malte, »von Neptuns Dreizack aufgewühlt,« — wie man jene literarischen Pastellbilder malte, wo die Zähne von Elfenbein, die Lippen von Korallen, die Augenbrauen von Ebenholz, die Augen von Email und die Nasen von Alabaster waren.

Die menschliche Natur ist nur unter der Bedingung etwas werth, daß sie Leidenschaften hat. Nehmt dem Weibe den Ehrgeiz, der nur eine Abart des Stolzes, nehmt ihr die Coketterie weg, die nur eine Abart der Liebe ist, und es wird Euch eine Wachspuppe zwischen den Fingern bleiben.

Heißt das etwa, daß wir um den Hals unserer Heldinnen ein Halsband von Todsünden legen müssen, damit sie uns gefallen können?

Aber die Leidenschaften sind ja keine Sünden. Die Sünde ist die Niederlage des Herzens im Kampfe gegen die Leidenschaften. Es handelt sich nur darum, zu siegen.

Die Leidenschaft dringt mit Gewalt ins Leben ein, wie der Stickstoff in die athembare Luft. Der Stickstoff ist zerstörend und tödtlich. Und doch welkt alles dahin, wenn der Luft der Stickstoff fehlt Wenn es dem Leben an Leidenschaft mangelt, so wird das ganze Wesen des Menschen schlaff und platt; eine blöde Fleischmasse vertilgt und erdrückt die Kraft der Muskeln. Der Mensch schlummert in jenen schläfrigen Zustand hinüber, welcher das Fleisch der Capaune weiß macht.

Jeannine war ein klein wenig stolz, sie war auch ein wenig cokett, gerade so viel, als man es seyn muß. Und man glaube uns, sie war auch aufrichtig, streng auf ihre weibliche Würde, voll Ergebenheit, rein wie die Engel und voll glühender Frömmigkeit.

Ach! sie war keine steife, schlaftrunkene Jungfrau. Nein, sie war nicht Lucretia, eben so wenig als die Tochter des Virginius. Man darf überzeugt seyn, daß sie, wenn sie an der Stelle jener berühmten Opfer gewesen wäre, weit davon entfernt, in Versen nachzugeben, sich prosaisch vertheidigt hätte.

Seine Tugend zu erhalten und eben dadurch diverse Trauerspiele unmöglich zu machen ist der Endzweck, den man allen jungen Mädchen als Ziel vor Augen halten soll. Oder ist's, — bei seinem Gewissen frag' ich Jeden, — nicht gescheidter, dies zu thun, als sich hinterdrein, zu spät, zu erdolchen, und dabei langweilige, ermüdende Worte zu declamiren?

Die Universität hat unsere jungen Jahre mißbraucht, indem sie uns zur Bewunderung jener antiken, steifen Heldenbilder anhielt. Sie soll begraben werden, die Heidin, in der bockledernen Haut des Cato!

»Und wenn ich Dich zur Edeldame mache?« sagte Aubry, der noch nicht zwanzig Jahre alt war.

Warum nicht? Er würde es gethan haben, wie er es sagte.

O der köstliche Traum, der vor den Augen der schönen Jeannine vorüberzog. Dame — und glücklich zu werden! Beneidet und glücklich zu seyn!

Sie sah Aubry zärtlich an, dann zog sie ihre schneeweiße Hand zurück.

*

»Ich aber, ich will es nicht!« sagte sie mit entschlossenem Ausdruck, während sie das Auge niederschlug und eine Thräne an ihren langen Wimpern hing.

XI.

Wo der Zwerg besser als eine Amsel pfeift.

Der arme Aubry blieb so traurig stehen, daß ihm Jeannine alsbald wieder ihre schneeweiße Hand reichte.

Aber es geschah keineswegs um zu capituliren.

»Bertha von Maurever ist eure Cousine,« flüsterte sie. »Ihr werdet sie lieben, weil sie's verdient, geliebt zu werden.«

»Bei meiner Ehre!« rief der junge Mann aus, »ich werde nie eine Andere als Euch lieben!«

Als Jeannine eben antworten wollte, ließ sich ein leises Geräusch im Gebüsche vernehmen. Zu gleicher Zeit stimmte ein scharfes, durchdringendes Pfeifen die Melodie eines alten Liedes an, das man damals im ganzen Umkreis von Combourg sang:

»Der Page sprach zur Liebsten sein,
Ewig dein,
Ewig nur dein!«

»Es steckt Jemand im Gebüsch!« rief Jeannine erschreckt.

Das Pfeifen schwieg.

»Irgend ein Hirt, der des Weges zieht,« meinte Aubry.

»Nein, nein, — 's gibt nur ein Wesen auf der Welt, das so pfeifen kann.«

»Hört mich an, Jeannine, ich bitte Euch.«

»Hört Ihr mich selbst an, Messire Aubry,« fiel ihm die Jungfrau ins Wort, deren gedämpfte Stimme heftig zitterte; »ich will fortan nicht lange mehr bei Euch bleiben, und darum müßt Ihr früher auf dem Grunde meines Herzens lesen. Nur deshalb bin ich hieher gekommen, aus keinem andern Grunde! Wäre ich ein Edelfräulein, so würde ich zu Euch sprechen: Ich bin die eure; nach Gott seyd Ihr mein Herr und Gebieter, denn ich liebe Euch.«

Aubry wollte ihre Hand küssen; sie zog dieselbe sanft zurück.

»Aber ich bin nur ein Vasallenkind,« sprach sie, »ich kann nicht euer Weib werden.«

»Warum nicht?« rief Aubry; »mein Vater ist todt, — ich bin das Oberhaupt meines Hauses —«

»Ich darf nicht,« fiel ihm die Jungfrau ins Wort, »weil ich nicht einen Sohn gegen seine Mutter aufreizen will.«

»Meine Mutter wird einwilligen —«

»Niemals!« sprach Jeannine traurig den Kopf schüttelnd.

»Wenn ich ihr sage, daß es sich um das Glück meines Lebens handelt —«

Das Pfeifen begann wieder.

Diesmal war es die alte Ballade von Huelgat:

»Zur Schloßfrau sprach der Jüngling bleich:
»O Mutter, gib mein Lieb mir, ohne Zagen,
»Sonst lieg ich morgen vor Dir schon als Leich'!
»Was thät darauf die stolze Schloßfrau sagen?

»S'ist der verfluchte Zwerg!« rief Aubry voll Zorn.

Man konnte wie ein ersticktes Echo jenes leise, kreischende, trockne Lachen vernehmen, das wir bereits zu wiederholten Malen vernommen haben. Dann vollendete der Pfeifende die erste Strophe der Ballade:

»Ihr Mädchen schmücket mit Blumen Euch,
»Mit Hagedorn und Maßlieb weich,
»Die Schloßfrau sprach zum Erben:
»Sollst sterben!

Aubry und Jeannine kannten alle beide den Text der Ballade ganz genau. Für sie hatte das Pfeifen eine Sprache. Jeannine erhob sich und richtete ihren Schleier zurecht.

»Lebt wohl, Messire Aubry,« sprach sie.

»Wie? Nicht einmal »auf Wiedersehen« sagt Ihr?« sprach der junge Mann voll Traurigkeit.

»Nein, nicht auf Wiedersehen!« wiederholte Jeannine, »meine Großmutter, Fanchon le Priol, lebt in der Stadt Dol. Ich werde mir noch diesen Abend von Madame Reine die Erlaubniß erbitten, ihr Haus verlassen und bei meiner Großmutter leben zu dürfen. Ich werde zu Gott für Euch beten, Messire Aubry, — und für Bertha, eure Cousine, damit sie Euch liebt, und damit Ihr recht glücklich werdet.«

Zwei große Thränen rollten über die Wangen der armen Jeannine. Aubry bat und beschwor sie, ihren Entschluß zu ändern, aber Alles war vergebens. Da er mit seinen Vernunftgründen zu Ende war, so sank er vor ihr im Moose auf's Knie nieder. In diesem Augenblicke ertönte wieder das phantastische Pfeifen wie ein gellender Aufruf zur Wachsamkeit. Es war die Melodie des Liedes vom Waffenmeister

Ronan de Pierrefonds, der seine Tochter Yolande und den schmucken Olivier im Forst von Alençon tödtete:

»Den Degen gürtete Ronan um
»Und setzte den Hut ins Gesicht
»Und schrie: Saht ihr hier um und um
»Meine entflohene Tochter nicht?

Jeannine verstand und entfloh leicht wie eine Hirschkuh. Nach Verlauf weniger Secunden war sie zwischen den dicht herabhängenden Aesten der Eichen und Kastanienbäume verschwunden.

Aubry that maschinmäßig einige Schritte, um sich von dem Orte des Stelldicheins zu entfernen.

In diesem Augenblicke stand er Jeannin gegenüber.

Dieser hatte den Hut nicht in's Gesicht gesetzt wie Ronan, und es fiel ihm nicht im Schlafe ein, seine entflohene Tochter zu suchen.

»Hollah!« rief er lustig. »Da hat man's! Messire Aubry findet Geschmack an einsamen Spazirgängen. Vertudieu! Bald werden wir in der Rinde der Buchen den schönen Namen Bertha von Maurever eingegraben lesen.«

Ganz außer Fassung gebracht stand Aubry vor ihm.

»Ich gehe,« stotterte er, »ich irre herum, — ich — Ist es denn verboten den Schatten zu suchen, wenn die Sonne so arg brennt?«

»Nein, nein, durchaus nicht, Messire! Ihr geht herum, — Ihr irrt herum und träumt; Alles das ist ganz in der Ordnung und wird bald ein Ende nehmen, wie's seyn muß, so es Gott gefällt. Wenn Jeannine, mein Töchterlein, einmal das Alter der Liebe erreicht hat, so hoffe ich, daß sich auch für sie irgend ein wackrer Kriegsmann finden wird, um

ihr zu dienen und ihr seine Hand zu reichen. Sie ist gerade nicht übel, meine Jeannine, nicht wahr?«

»Sie ist schön wie ein Engel!« rief Aubry.

»Paperlapap! Da sieht man gleich wieder den Verliebten. Ihr seyd so gewöhnt, an eure Perle von Schönheit zu denken, daß Ihr allenthalben Engel seht. Allein Jeannine geht noch nicht in den Wäldern spaziren und wir haben noch eine hübsche Zeit vor uns.«

Das Pfeifen, scharf wie der Pfiff einer Schlange, begann das bekannte Volkslied:

»Alle Welt!
»Freund Bertrand,
»Weit gefehlt!
»Weit gefehlt!

Messire Aubry wurde röther als eine Kirsche.

»Ho! ho!« rief Jeannin, »es scheint, daß Fierabras auch Spazirgänge im Walde macht, allein er ist ein viel zu großer Herr, um auf dem gebahnten Weg zu gehen. Ich wette, daß er irgendwo hoch auf einem Kastanienbaume sitzt.«

Er hob den Kopf in die Höhe, senkte ihn aber sogleich wieder, wie man es thut, wenn man einem Gegenstande ausweichen will, der von oben herab fällt. Der Gegenstand war der Zwerg selbst, der es für gut fand, sich von einem Aste herabfallen zu lassen, auf dem er saß. Er fiel rittlings auf Jeannins Nacken und begann von ganzem Herzen zu lachen.

»Nein, nein,« sagte er, »unsere Tochter Jeannine läuft niemals in den Wäldern herum. Ja, ja,« setzte er hinzu, Aubry anblickend, der den Kopf abwendete, »Messire

Aubry denkt von Morgen bis zum Abend nur an seine schöne Verwandte! Und das ist alles die pure, lautere Wahrheit, Jeannin, mein Freund!«

»Man läßt diesen Zwerg sich zu viele Freiheiten herausnehmen,« murmelte Aubry, dessen Brauen sich zusammenzogen.

»So? wirklich?« erwiederte Fieràbras unverschämt. »Ei nun, Messire, der besagte Zwerg ist viel verschwiegener als viele Männer, denn er hält seine Zunge im Zaum, selbst in dem Augenblicke, wo man ihn reizt.«

»Was willst Du damit sagen?« fragte Jeannin; »Du sprichst immer in Räthseln.«

»Ich will sagen, daß Ihr Euch wohl darauf versteht, die Gliederpuppe umzurennen, aber —«

Jeannin nahm ihn auf die Arme und sah ihm ins Gesicht.

»Also gibt es etwas, das mir entgeht?« fragte er.

Aubry fühlte sich höchst unbehaglich.

»Das gibt's,« antwortete der Zwerg, »daß in diesem Augenblicke auf der Straße von Illemer ein sonderbarer Kauz herumkleppert, der auf einer armseligen, schlechten Mähre aus der Gegend von Avranches sitzt. Dieser Mann hat die ganze Straße entlang immer gefragt, welchen Weg er nehmen müsse, um nach dem Herrenhof von Roz zu gelangen. Er trägt goldene Sporen, nicht an seinen Fersen, sondern in seinen Taschen, — goldene Sporen, die sich leicht an die Stiefel des Herrn Jeannin festschnallen könnten, wenn Herr Jeannin wollte.«

Aubry zuckte in übler Laune die Achseln.

»Beim Teufel! diesmal sollst Du Dich erklären!« schrie Jeannin, der ihm die Fäuste zusammendrückte.

»Mein wackerer Freund,« antwortete der Zwerg, »die Waldlichtung ist nur etwa hundertfünfzig Schritte von hier; — gleich rechts. Geh hin, — und Du wirst die Straße von Illemer, den sonderbaren Kauz und seinen häßlichen Gaul sehen.«

Ohne Fierabras loszulassen eilte Jeannin auf die Waldlichtung zu. Kaum war er über die letzten Berge hinausgekommen, als er am Fuße des Bergabhanges einen Reisenden erblickte, der einen ärmlichen Ueberwurf von braunem Tuch und auf dem Kopf eine Schirmmütze trug.

»Hollah, lieber Herr!« rief der Reisende, »wozu muß ich reiten, um nach dem Herrenhof von Roz zu kommen?«

In seiner Ueberraschung öffnete Jeannin beide Arme. Der Zwerg sprang auf die Erde und begann im Moose Purzelbäume zu schlagen.

»Messire, Messire,« flüsterte er Aubry ins Ohr, der kummervoll und in Gedanken versunken nachkam, »bald werden wir schöne Dinge erleben! Aber ich bin ein Mann und hege Theilnahme für Euch; habt keine Furcht!«

Aubry konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

Der Zwerg steckte seinen rothen Kopf in eine Hecke, an welcher auch einige von den rothen Haaren hängen blieben, und kam auf der andern Seite wieder heraus.

»Der Herrenhof von Roz ist dort, am Ende jener Auffahrt,« sagte Jeannin zu dem Reisenden; »ich bitte Euch, werther Herr, was sucht Ihr wohl dort?«

»Ich komme um einen Waffenmeister Namens Jeannin aufzusuchen, der aus dem Flecken Quatre-Salins am Ufer geboren ist.«

»Von wem kommt Ihr?«

»Von Seiten eines ehrwürdigen Klosterbruders, der sein Landsmann ist, und der mir seinen Rosenkranz mitgegeben hat, damit ich bei besagtem Jeannin Glauben finde.«

Der Waffenmeister sah den Rosenkranz prüfend an und erkannte ihn. Er nahm das Pferd des Reisenden am Zügel.

»Kommt doch, mein lieber Gast,« sprach er. »Ich werde Euch nach dem Herrenhofe führen und Euch, so gut ich's vermag, bewirthen, denn ich bin der Jeannin, den Ihr sucht.«

Meister Gillot von Tours in der Touraine, der Diener Olivier le Daim's, des Barbiers von König Ludwig XI., grüßte ihn freundlich und mit anständiger Zurückhaltung. Sodann begann er Jeannin genau zu betrachten.

Aubry hatte diese Gelegenheit benützt, um sich tiefer in den Wald zu schlagen.

Aber die Buchen konnten ruhig fortgrünen und wachsen. Der Name Bertha von Maurever bedrohte ihre Rinde nicht.

Inzwischen setzte Peter Gillot seine Prüfung fort, ohne ein Wort zu sprechen.

»Da sehe man,« dachte er, »was man aus den tapfern Leuten in der Bretagne macht. Diesen Mann kennt der Herzog Franz, der Herr von Tanneguy, es kennen ihn alle großen Lehensträger der Bretagne. Weil er kein Edelmann ist, läßt man ihn einer Witwe von kleinem Adel den Schlepp nachtragen, und wenn's hoch kommt lehrt er die Kunst, Arm und Bein entzweizuschlagen irgend einem Erben, einem Krautjunker, der so einfältig ist wie ein ganzes Nest voll Dummköpfe. Ah! Pasques Dieu! Pasques Dieu! Die Welt ist närrisch, und der Tag wird kommen, wo der Pöbel in Zorn geräth und irgend eine tüchtige Maschine erfinden wird,

um den Strick meines Gevatters Tristan l'Hermite zu ersetzen, der nach meiner Meinung seine Arbeit viel zu langsam und schmerzlich verrichtet.«

Jeannin bog um eine Ecke der Straße und der Herrenhof von Roz lag vor den Blicken Pierre Gillot's.

»So ist's! so ist's!« dachte er weiter, während seine herabfallende Lippe sich zu einem sarkastischen Lächeln verzog; »man erkennt den Maulwurf an seinem Hügel und den Hidalgo an seiner Pfefferbüchse. Bei unserer lieben Frau von Tours! Jene grauen Tauben und jene Wetterfahnen, die im Winde kreischen, wie Käuzlein, riechen ganz abscheulich nach Krautjunkerthum! So einer heißt z. B. Croquant, Herr auf Pantoufle, Gorge-Chaude, Tichenette und andern Orten, und nennt sich obendrein wohl gar Vetter des Königs! Pardieu! Ich werde ihnen die Dame Bourgeoisie wegnehmen und sie an ihren Zöpfen zu mir herüber ziehen, und wenn die Dame Bourgeoisie allenfalls die Spröde spielt, so werden Andere kommen und meinem Freunde Jaques Bonhomme *) die Zähne schärfen! he! he! he!«

Er lachte herzlich und sprach dann in Gedanken weiter:

»Wer's erlebt, wird's sehen! Jener Tarquinius schlug mit seinem Stocke die höchsten Mohnköpfe ab, welche die Gleichheit seines Gartenbeetes störten. Darin besteht die ganze Wissenschaft des Regierens. Pasques Dieu! Die Kleinen sind stets die Freunde der Könige. Die Großen rühren sich stets, knurren und beißen. Nur darf man Folgendes nicht

[1]) Jacques Bonhomme nannte man in Frankreich die aufständischen Bauern, deren sich die Könige jener Zeit häufig gegen den übermächtigen Adel bedienten.

Anmerk. d. Uebers.

vergessen: Schneidet man einen Eichschößling einen Fuß weit vom Gipfel ab, so wachsen zehn neue Schößlinge nach. Man muß den Stamm mit der Wurzel ausrotten. Das hat Tarquinius gemeint.«

»Wollt so gütig seyn abzusteigen, werther Herr,« sprach Jeannin, der mit ihm an der Thortreppe angelangt war.

Pierre Gillot ließ sogleich den Zügel los und schwang sich aus den Steigbügeln.

Jeannin übergab das Pferd einem Reitknecht, nahm die Mütze in die Hand und führte seinen Gast in den Speisesaal von Roz.

Er ließ Wein und Früchte auf den Tisch stellen.

Pierre Gillot betrachtete ihn fortwährend.

Und er dachte:

»Ist denn unter diesen schönen blonden Locken auch ein Hirn vorhanden? Fürwahr ein hübscher Stallmeister für eine Frau in gewissen Jahren. Ein Arm von Stahl, ein Kopf von Seide! Ist das wohl auch der rechte Mann für mich?«

»Und wie befindet sich mein würdiger Freund Bruno?« fragte Jeannin sich setzend.

»Ziemlich wohl, — ziemlich wohl. Seine Zunge geht wie im Fieber. Wißt Ihr, werther Herr, daß er von Euch manch' schöne That erzählt, der würdige Klosterbruder?«

»Was erzählt er nicht!«

Er füllte zwei Gläser und hob das seine in die Höhe.

»Auf eure Gesundheit, mein werther Herr!« sprach er.

»Auf die eure, mein wackerer Waffenmeister!« ent-

gegnete Pierre Gillot, der kaum seine Lippen recht in das Getränke tauchte.

Sie saßen mitten im Saale am Tische.

Am offenen Fenster zeigte sich der struppige, blutrothe Kopf des Zwerges Fieràbras. Gillot und Jeannin hatten den Rücken gegen ihn gekehrt. Der Zwerg lachte leise für sich hin und seine Augen funkelten voll boshafter Laune. Er konnte das Gesicht des Reisenden unter dem langen Schirm von dessen Mütze nicht sehen. Am Fensterkreuz erhielt sich sein kleiner Körper schwebend im Gleichgewicht. Dann sprang er ohne das mindeste Geräusch zu machen herab, glitt über die feuchten Steinplatten des Fußbodens hin und verschwand hinter der Thür der Speisekammer, welche Jeannin halb offen gelassen hatte.

Der Waffenmeister und sein Gast hatten ihn nicht bemerkt.

»Und jetzt,« sagte Jeannin, »mein werther Herr, habt die Gewogenheit, mir zu sagen, was Ihr von mir wünscht.«

XII.

Wo Fieràbras sich als Feinschmecker zeigt.

Pierre Gillot nahm seine liebenswürdigste Miene an und gab dem Waffenmeister ein leises Zeichen des Einverstandenseyns.

»Mein werther Herr,« sprach er, »ich werde mich erklären, und zwar deutlich erklären, wie es sich unter ehrlichen Leuten ziemt. Allein ich habe es nicht gerne, wenn bei einer solchen Unterredung Thür und Fenster offen sind. Erlaubt demnach, daß ich zuerst das Fenster schließe.«

»Schließt was Euch beliebt,« entgegnete Jeannin.

Pierre Gillot stand auf und ließ die schwerfälligen Tafeln des Fensters in ihr staubiges Gefüge fallen.

»Auf diese Art,« fuhr er fort, »werden die neugierigen Ohren, wenn es hier welche gibt, um ihr Vergnügen geprellt.«

»O! nichts gewisser als das!« dachte Fieràbras, der Spinnenbesen, in seiner Speisekammer, wo er mit Sorgfalt den Deckel von einem Topf mit Eingesottenem weghob.

Pierre Gillot hatte sich wieder gesetzt und legte seine Beine mit den schlechten Stiefeln daran eins über das andere.

»Nun so hört was mich hierherführt,« begann er. »Ihr seyd an dem Hofe von Nantes gewesen, nicht wahr, Meister Jeannin?«

»Mehre Male. Warum?«

»Das werdet Ihr gleich sehen. Ihr gehörtet auch zur Armee der allgemeinen Wohlfahrt (du bien public) unter Montlhery?«

»Ich war dabei.«

»Ihr seyd eurem Herrn, dem Herzog Franz von der Bretagne, treu ergeben?«

»Wenn Ihr nicht von Seiten eines alten Freundes kämet, so würde ich Euch diese Frage nicht gestatten.«

»So ist's recht!« rief Gillot aus, der sich den Anschein rücksichtsloser derber Gewandtheit zu geben suchte; »so laß ich's gelten! Nun wohlan, Meister Jeannin, wir werden uns gleich verständigen. Der alte Bruno wußte, daß ich unter der Hand ein Unternehmen vorhabe, bei welchem Ehre und Geld zu verdienen ist. Da kam er denn herab ins Gemach der Diener des Königs, zu welchen auch ich gehöre, und sagte zu mir Wenn Ihr einen tapfern, verläßlichen, starken, verständigen und treuen Mann braucht, so nehmt Jeannin.«

»Mit Ausnahme der Feinheit,« sagte der ehrliche Stallmeister einfach, »die andern genannten Eigenschaften glaube ich in der That alle zu haben. Aber zu welchem Zwecke können sie Euch gegenwärtig dienen, lieber Herr?«

Gillot dämpfte seine Stimme.

»Ich bin Olivier le Daim, der Barbier des Königs,« sagte er.

Jeannin richtete seine großen blauen Augen voll Freimüthigkeit auf ihn und verbarg sein Erstaunen nicht.

»Schau! schau!« brummte der Zwerg in seinem Schranke.

Olivier le Daim war eben so bekannt wie sein Herr, Ludwig XI. der populärste König, den es je auf der Welt gegeben hat.

»Ah!« rief der wackere Stallmeister, »Ihr seyd Olivier le Daim! Teufel! Ich bin nicht gewohnt, neben Personen von solcher Wichtigkeit zu sitzen und aufrichtig gestanden wäre mir ein anderer Gefährte viel lieber. Aber sprecht, Meister Olivier. Vielleicht wollt Ihr auch einmal in eurem ganzen Leben was Gutes thun. Sprecht, — ich bin ganz Ohr.«

Pierre Gillot lächelte und spielte mit der eisernen Kette, an der ohne Zweifel seine Barbierschüssel hing.

»Ich sehe,« begann er auf's neue, »daß mein Ruf in der diesseitigen Gegend von Couesnon kein besonders günstiger ist. Allein ich habe ein demüthiges Herz und kümmere mich nicht um üble Nachreden. Meister Jeannin, ich komme, um Euch das Glück zu bringen.«

Seit einer Minute hatte Jeannin eine dunkle Ahnung von dem, was man ihm vorschlagen wollte. Er ahnte es aus der Wahl, die man getroffen, da man gerade Meister Olivier le Daim an ihn abgeschickt hatte. Er war kein Diplomat. Auf der Stelle ließ er sich das entschlüpfen, was er dachte.

»Ich glaubte,« sagte er, »Se. Majestät hätte sich bereits an den deutschen Grafen Otto von Beringhen gewendet?«

»Oho!« rief Gillot, dessen Antlitz auf einmal sich verklärte, »wir haben es also errathen, mein Freund? Wir wissen also bereits, daß ich im Auftrag Seiner Majestät hierhergekommen bin, wegen der Geschichte mit dem Herzog Franz, der seinen Lehnsherrn beschimpft hat?«

»Der Herzog Franz hat nur einen Schirmherrn, aber keinen Lehnsherrn!« entgegnete Jeannin rasch.

»Seinen Schirmherrn, wollte ich sagen,« verbesserte sich Pierre Gillot mit Gelehrigkeit, »obwohl der Herzog Franz von der Bretagne für seine Besitzungen Poitou und Saintonge mit entblößtem Haupt und auf beiden Knien die Huldigung geleistet hatte. Mein Gevatter, der König, hat sich nicht an den Grafen Otto von Beringhen gewendet, weil er ein Ketzer und ein Heide ist. Der König befaßt sich nicht mit derlei Gezücht, als um es seinem Profoßen und Strickmeister, Herrn Tristan l'Hermite zu übergeben, der solches Volk dann seinerseits dem Teufel in der Hölle überliefert. Der König, welchen die Tollköpfe und die verrätherischen Barone, die Feinde des Volkes, vom Morgen bis zum Abend boshaft verleumden, will nur den Frieden und er wird ihn erzwingen. Dem König ist's viel lieber zu verzeihen, als zu strafen.«

»Das sagt man gerade nicht,« wendete Jeannin ein.

»Man hat zu viel Interesse das Gegentheil zu sagen. Der König hat nur einen Wunsch, nemlich den, von seinem Vetter, dem Herzog von der Bretagne, aufrichtig und herzlich empfangen zu werden, und dieser hätte ihn gewiß viel lieber, wenn er ihn besser kennen würde!«

In dem Schranke mit dem Eingesottenen löste der Zwerg das schwierige Problem, mit vollem Munde zu gähnen.

»Das ist ein langweiliger Prediger!« dachte er; »übrigens ist das Eingesottene vortrefflich.«

»Nun also,« sprach Jeannin, »so soll der König zu

Pferde steigen und seinem edlen Vetter einen Besuch abstatten.«

»Das kann der König nicht thun.«

»Warum nicht?«

»Weil ihm Gott den Goldreif mit den Lilien auf's Haupt gesetzt hat, und weil die erste Krone der Welt sich nicht vor dem Krönlein eines Vasallen beugen kann.«

»Und gleichwohl hat sich die erste Krone der Welt vor dem herzoglichen Goldreif Carls von Burgund grüßend verneigt « meinte Jeannin lächelnd.

»Das ist wahr!« rief Olivier le Daim oder Pierre Gillot lebhaft, »'s ist wahr! nur zu wahr! Man hat mir die Versicherung gegeben, Du seyst ein Mann von einfachem Verstande, Freund Jeannin, und Du antwortest mir, wie ein Advocat in der Kanzlei. 'S ist wahr, Pardieu, ja! An jenem Tage wollte die erste Krone der Welt sich artig und ritterlich zeigen, aber es hätte nicht viel gefehlt, so hätte der burgundische Stier mit einem Stoße seines Kopfes, der eiserne Hörner hat, die erste Krone der Welt herabgestoßen. Doch 's ist genug an einem Male. Der König gedenkt dessen zu gut.«

»Und aus diesem Grunde,« fuhr Jeannin fort, »will der König, daß der Herzog von der Bretagne gutwillig oder mit Gewalt zu seinen Füßen gebracht werde.«

»Nein, nicht zu seinen Füßen, mein werther Herr,« entgegnete Pierre Gillot mit Rührung, — »in seine Arme, in seine Arme!«

»Und dazu hat man einen armen Mann meiner Art gewählt?«

*

»Einen wackern Soldaten, der, wenn er will, morgen Ritter seyn wird.«

Jeannin stand auf. Er antwortete nicht gleich auf der Stelle.

Das moralische Gemälde, das wir von diesem trefflichen Mann zu entwerfen gesucht, wäre uns nicht im mindesten gelungen, wenn der Leser glauben könnte, Jeannin sey in diesem Augenblick fest entschlossen gewesen, das Anerbieten Pierre Gillot's auszuschlagen. Jeannin war ganz geneigt, das zu glauben, was man ihm sagte. Pierre Gillot hatte mehr als eine Erkundigung über seine Person eingezogen. Als er sich zu ihm begab, ging er fast sicher.

Jeannin wußte, daß ein Krieg zwischen Frankreich und der Bretagne für das letztere Land ein Vernichtungskrieg werden müßte. Dies war auch die Ansicht Tanneguy's von Chastelet und aller hellen Köpfe. Jeannin wußte aber auch, daß es dessenungeachtet am Hofe des Herzogs Franz eine Partei gab, die ihn zum Kriege trieb. Außer dieser Ansicht, die seine Ueberzeugung war und die er sich auf dem natürlichsten Wege von der Welt erworben hatte, war Jeannin während der Minderjährigkeit Aubry's gleichsam als der Repräsentant einer adeligen Familie behandelt worden. Kein politischer Vorgang blieb ihm unbekannt.

War das, was man wünschte, blos eine einfache Zusammenkunft? — Darin sah Jeannin nichts Böses; im Gegentheil.

Nichtsdestoweniger bot der Charakter, welchen der Ruf dem König Ludwig XI. von Frankreich zuschrieb, so wenig Bürgschaften. Außerdem galt Olivier le Daim für einen vollendeten Schurken.

Aufrichtig gestanden hatte Jeannin auch zu seiner Einsicht viel zu wenig Zutrauen, um etwas zu wollen oder nicht zu wollen.

Er ging mit großen Schritten im Saale auf und ab und Pierre Gillot folgte ihm mit lauerndem Blicke, ohne ferner ein Wort zu sprechen.

Nun ereignete sich etwas Seltsames, während Jeannin auf und ab schritt. Jedesmal, wenn er am Fenster vorüberkam, schien ihm eine geheimnißvolle aus der Tiefe seiner eigenen Gedanken kommende Stimme folgende drei Worte zuzurufen:

»'S ist der König! 's ist der König!«

Jeannin fragte sich selbst, ob er närrisch geworden sey.

Er wußte nicht, daß Fieràbras im Speiseschrank steckte, wo der eben so geistreiche als leckere Zwerg den Topf mit dem Eingesottenen vollends ausnaschte.

»'S ist der König! 's ist der König!« flüsterte er nach jedem Mund voll.

Jeannin brauchte lange Zeit, bevor er den Sinn dieses Satzes begriff.

Pierre Gillot war fortwährend am andern Ende des Gemaches sitzen geblieben und hörte nichts.

Jeannin ward des Kampfes bald müde, der sich in seinem Innern entsponnen hatte; war doch kein Resultat bei diesem Kampfe möglich.

»He! hollah!« schrie er mit einem Male, »warum sprichst Du davon mich zum Ritter zu machen? Da der Preis

ein so hoher ist, so muß wohl die That, die Du mir zumuthest, eine schlechte und unehrliche seyn? Ich habe große Lust Hand an Dich zu legen und Dich dem Herrn Seneschal zu übergeben.«

»Das ist ein guter Einfall,« dachte der Zwerg.

Jeannin war urplötzlich vor Pierre Gillot stehen geblieben. Er hatte die Brauen zusammengezogen und die Arme trotzig über die Brust gekreuzt. Der Patron aus Tours in der Touraine war nicht Olivier le Daim, denn Olivier le Daim wäre vor Furcht auf der Stelle gestorben.

Der Mann zeigte nichts als ein leises, augenblicklich unterdrücktes Beben. Seine Hand fuhr unter den Brustlatz seines Ueberwurfes. Jeannin meinte, er wolle einen Dolch hervorziehen und legte die Hand an seinen Misericordia *).

Allein Pierre Gillot zog nur ganz sachte den Gegenstand hervor, welcher am Ende der eisernen Kette hing. Dieser Gegenstand war eine mit besonderer Kunst gefertigte Goldschmiedarbeit und stellte den heil. Michael vor, zu Pferde den Drachen erlegend.

Pierre Gillot führte das Bild an seine Lippen und küßte es andächtig.

»Wer hat mir denn so was zugeraunt?« fragte sich Jeannin selbst.

Und ein mystisches und gleichsam unerfaßliches Echo stahl sich wieder in sein Ohr und flüsterte:

*) Misericordia hieß der Dolch, mit dem man dem Gefallenen den Gnadenstoß versetzte.

'S ist der König! 's ist der König!«

»Nun erinnerte er sich an die Geschichte, die auf derselben Stelle von Fieràbras erzählt worden war, an jenen Mann mit dem braunen Ueberwurf, der in den Klosterhof hinabgekommen war und ein goldenes Bildniß des heil. Michael geküßt hatte, als der Bastard von Armagnac, Jean Graf von Comminges, gekommen war, um ihm die abschlägige Antwort des Herzogs von der Bretagne zu bringen.

Diesen Mann hatte aber der Graf von Comminges Ew. Majestät genannt.

Jeannin riß die Augen weit auf und sah Pierre Gillot verdutzt an.

Dieser begriff wohl nicht so ganz genau die Veränderungen, die seit einigen Secunden auf der Physiognomie des ehrlichen Waffenmeisters stattgefunden hatten. Es ergriff ihn Unruhe, weil Jeannin nicht mehr redete.

»Ich habe mich zu Euch begeben, mein Freund,« sagte er, »mit einem Wahrzeichen von eurem Freunde Bruno. Ich bin überzeugt, daß Ihr mir kein Leides zufügen werdet.«

»Was würde denn geschehen,« dachte Jeannin, »wenn der König von Frankreich in irgend einem festen Schlosse, z. B. im Rattenthurme zu Rennes, oder auf der Warte zu Hennebon als Gefangener säße?«

Der Zwerg griff, ich beschwöre es, einen zweiten Topf mit Eingesottenem an.

»Der ehrwürdige Bruder hat Euch mir als ein Muster von Ehre und Rechtschaffenheit geschildert,« erwiederte Pierre Gillot. »Er hat mir versichert —«

Jeannin unterbrach ihn mit einer peremtorischen Geberde.

»Lügt nicht,« sagte er, »seyd Ihr Ludwig von Valois, König von Frankreich, ja oder nein?«

»Endlich sind wir einmal so weit,« dachte Fierabras in seinem Schranke; »Bruno, die Plappermühle, wird sich diesen Rosenkranz als eine Reliquie aufheben! Parbleu! Das ist ein köstlicher Spaß.«

XIII.

Wo der falsche Pierre Gillot bekennt, daß er nicht der wahre Olivier le Daim ist.

Vergebens würde man in der Weltgeschichte einen Mann suchen, der sich mit Ludwig XI. vergleichen ließe. Er war eine seltsame Mischung der entgegengesetztesten Tugenden und Laster, er vereinigte die Stärke mit der Schwäche, die Größe mit der Kleinlichkeit, den Muth mit der Feigheit, die Frömmelei mit der Ruchlosigkeit, und gleichwohl hatte dieser Fürst auf sein Jahrhundert und auf die Zukunft, auf Frankreich und auf Europa den beträchtlichsten Einfluß, und wird ewig ein den Forschungen der Fachmänner vorgelegtes Räthsel bleiben.

»Er war ein schlechter Sohn, ein schlechter Vater, ein schlechter König,« sagen die kurzen biographischen Abrisse von ihm. Allein die Gesellschaften der Gelehrten und Literaten, welche Wörterbücher zusammentragen und Kalender machen, sind mit ihrem Urtheile gar schnell fertig.

Man hat aus ihm Dramen und Romane, wirklich schöne Verse und schöne Prosa gemacht. »Quentin Durward« und »Notre-Dame de Paris!« Walter Scott, Victor Hugo und Casimir Delavigne haben uns die bleiernen Heiligen gezeigt, die ringsherum an seinem Hute hingen. Die Anekdotensammlungen bestätigen es, daß er zwölf Schlafgemächer

hatte, um die Nachstellungen seiner vermeintlichen Mörder irrezuführen.

Und dann die Fallthüren, die Galgen und Phiolen voll Rattengift!

War er feig, — der Held von Dieppe? War er tapfer — der Flüchtling von Montlhery?

Viele Fürsten fielen rings um ihn, niedergeschmettert vom geheimnißvollen Tode. Er ließ das Blut der enthaupteten Großvasallen selbst auf die Stirnen ihrer unschuldigen Kinder spritzen. Man hat gesagt, daß Richelieu sein Erbe in gerader Linie war, man hat Herrn von Robespierre sogar seinen Bastard genannt. Drei furchtbare Gefährten Ludwigs XI., Richelieu und Robespierre! — ein Tiger, ein Löwe, und eine Hyäne! — Alles in Allem hatte er eine mühevolle Regierung. Anwachsend verdankte Frankreich ihm mehre Provinzen; er brach die tyrannische Opposition der hohen Barone, — er war ein König. Allein während er mit gewaltigen Streichen seines Armes auf den Adel schlug, ließ er eine kleine, bescheidene Pflanze emporwachsen, die damals eben zu wuchern begann und deren Namen Niemand kannte. Die Pflanze stieg empor; ihre Samenkörner fielen auf den durch das Blut der Cavaliere fett gewordenen Boden. Es war eine üppige Pflanze, ein lebendig wucherndes, Alles verschlingendes Kraut; Ludwig XI. machte ein Geschäft daraus, das Volk zu lieben, und doch geschah es ohne Zweifel gegen seinen Willen, daß in dem gährenden Frankreich jene Pflanze, das Bürgerthum, allenthalben Wurzeln schlug. Und auf diese Weise war allerdings Herr von Robespierre, jener entsetzliche Bürgertyrann, gewissermaßen der Erbe der Werke Capet's.

Die Erinnerung an Ludwig XI. thut Schriftstellern, die ihren Werken gern eine locale Färbung geben, gute Dienste, z. B. sein Sprichwort: »Pâsques Dieu!« (Gott's Ostern.) Die bleiernen Heiligen sind soviel in Gold werth, als sie schwer sind. Das »Pâsques Dieu!« selbst ist in seiner Anmuth, seiner Haltung und seinem Styl fast mit dem »Ventre-Saint-Gris *) vergleichbar. Walter Scott hat das gefühlt. Mit heiliger Ehrfurcht treten wir in die Fußstapfen des Meisters. Der Himmel bewahre uns davor, daß wir von Ludwig XI. erzählen, ohne manchmal ein kleinwenig »Pâsques Dieu!« zu fluchen.

Das »Pâsques Dieu« bei Seite zu setzen, wenn man von Ludwig XI. spricht, wäre ein eben so gemeines Verbrechen, als wenn man, von Franz I. redend, das »Foi de Gentilhomme« vergäße. Fern sey von uns der Gedanke an eine solche Feigheit. Hätten wir's mit Ludwig XV. zu thun, so würden wir »Vertuchoux« oder sogar »Palsambiou!« sagen. Erzählen wir aus der Zeit des Directoriums, so würden wir unser »petite pa'ole panachée« loslassen. Hätten wir's endlich gar auf die Republik (1848) und auf die provisorische Regierung abgesehen, nun denn, so würden wir uns nicht schämen, das berühmt und parlamentarisch gewordene »Sacrebleu!« anzuwenden.

In derlei edlen Spielen entfaltet sich der Geist.

In der Epoche, in welcher unsere Geschichte vorfällt, war Ludwig XI. in der Kraft seines Alters. Er zählte siebenundvierzig Jahre und regierte seit acht Jahren.

Es war damals etwas Schönes und Furchtbares um's Regieren! Rings um den Thron befand sich ein Kreis von

*) Der Schwur Heinrichs IV.

Großvasallen, von welchen jeder oft mächtiger war als der König selbst. Ludwig XI. hatte sich die Lebensaufgabe gestellt, dem Throne ein wenig Luft zu machen und jenen furchtbaren Ring zu erweitern, welcher die Bewegungen des Souverains hinderte. Carl von Burgund und Franz von der Bretagne wußten davon zu erzählen, aber sie gaben ihm Streich für Streich zurück.

In diesem erbitterten Kampfe blieb Ludwig XI. Sieger, durch sich selbst und durch die Zähigkeit seines Stammes. Was die Civilisation durch sein Wirken gewonnen, das wissen selbst die Beschränktesten. Der Vorwurf, daß er ein schlechter Sohn, ein schlechter Vater gewesen, ist gerecht; — daß er ein schlechter König war, ist falsch. Das große, einheitliche Frankreich datirt von Ludwig XI.

Meister Peter Gillot aus Tours in der Touraine machte gute Miene zu dem Verhöre Jeannin's, der ihn ohne alle Umstände, rund heraus, fragte, ob er der König sey. Er richtete sich so hoch auf, daß Jeannin einen Schritt zurücktrat, dann antwortete er, ohne Ausflüchte zu suchen:

»Ja, mein Freund, ich bin der König.«

Der gewaltige Königstitel hatte vielleicht in jener Zeit noch nicht jenen vollen Zauber, der ihn später umgab. Zwischen dem Könige und der Nation standen die hohen Barone, und gegenüber von einigen dieser großen Herren war die vorgebliche Lehensherrlichkeit des Königs nichts weiter als ein leerer Schall. So zum Beispiele war der Herzog Franz in seinem Lande, in der Bretagne, eben so gut, ja noch weit mehr Herr, als Ludwig XI. in Paris.

Und doch lag um die Krone Frankreichs stets ein so zauberisch funkelnder Strahlenschimmer, daß weder die Nebel der Feudalzeit noch die tausend Verwicklungen des politischen Gewebes seinen Glanz jemals ganz verdunkeln konnten. Jeannin fuhr mit der Hand nach seiner Mütze und entblößte voll Ehrfurcht das Haupt.

»Ich gehöre mit Leib und Seele meinem Herrn, dem Herzog,« sagte er, »aber wenn mir Ew. Majestät gegen einen Andern, als gegen ihn, etwas befiehlt, so meine ich, daß ich gehorchen werde.«

»Aha, Du meinst das, mein Mann!« murmelte der König lächelnd; »na also, so setz' Dich mir gegenüber, und trinken wir eins, wenn Du willst.«

Jeannin verneigte sich, aber er setzte sich nicht.

Wir machen darauf aufmerksam, daß bei Jeannin Peter Gillot nicht mehr von jener phantastischen Ehe zwischen zwei Kindern sprach, die damals noch im Schooße ihrer Mutter waren, nemlich Carl und Anna.

Ludwig XI., der feinste Diplomat seiner Zeit, log gerne auf der ganzen Längenbahn der Verhandlungen, aber wenn er sich dem Ziele nahte, dann redete er gerade heraus. Er hatte die kleine Schule Talleyrand's nicht erfunden, die in unsern Tagen der Schelmerei Altäre errichtet. Seine Unterhandlungen mit Carl dem Kühnen, die nach dem Bedürfniß der dramatischen Factionen entstellt wurden, sind Muster von Frömmigkeit und Klarheit im Ausdrucke. Der geschworne Feind des Ritterwesens war auch ein Abenteurer nach seiner Weise. Er eilte seiner Zeit voraus und die Geschichte, die ihn als ängstlich vorsichtig schildert, ist doch jeden Augenblick genöthigt, sonderbar kühne Züge von ihm anzuführen.

»Setz' Dich nicht, wenn Du nicht willst, Freund Jeannin,« begann er auf's neue; »das wäre schon viel! Es wäre viel, zu glauben, daß Du mir gehorchen würdest. Im Lande Bretagne sind unter zehn Männern, welche die Lanze oder den Degen tragen, wenigstens neun, die mich für einen fremden Fürsten, das heißt für einen Feind ansehen. Man vermag nichts gegen diesel Uebel der Zeit. Aber es werden andere Tage kommen, — und Du weißt dies gar wohl, weil es dein wackerer Herr, der selige Maurever, gesagt hat, in der Stunde gesagt hat, wo die Menschen Propheten sind.«

»Ja,« stammelte Jeannin mit dumpfer Stimme und düsterer Stirne, »Herr Hue hat es gesagt in der Stunde des Todes. Wie Ihr's erfahren habt, kümmert mich nicht. Herr Hue hat gesagt: die Bretagne geht zu Grabe —«

»Die Bretagne wird leben!« unterbrach ihn der König, in dessen Augen Leben aufblitzte; »werden wir's noch sehen, Du oder ich? Ich weiß nicht. Gleichwohl bitte ich Gott, mich so lange leben zu lassen, dann will ich zufrieden sterben. Allein Moses sah das seinem Volke verheißene gelobte Land auch nur von Weitem und selten ist es dem, der die junge Eiche pflanzt, vergönnt, unter ihrem Schatten auszuruhen. Meister Jeannin, ich kenne nicht viele Herren von Adel, mit denen ich so sprechen möchte, wie ich mit Euch spreche! Ihr seyd kein Adeliger: die Sache der Schwachen und Armen ist eure Sache. Das Leiden Aller liegt in der Theilung der Autorität; versteht Ihr mich?«

»Nein, Sire.«

»Ich habe im Vorbeireiten ein weites, schönes Kornfeld gesehen, das am Fuße des Berges liegt,« sagte der König, plötzlich einen andern Ton annehmend.

»Am Waldessaum?« fragte Jeannin.

»Ja, am Waldessaum.«

»Es gehört meiner edlen Gebieterin, Madame Reine de Kergariou.«

Der König lächelte.

»Freund Jeannin,« sagte er, »würde dieses schöne Feld nicht von seinem Werth verlieren, wenn man es mit Hecken und Verhauen durchzöge?«

»Allerdings, ganz gewiß.«

»Gott hat noch ein geräumigeres und schöneres Feld geschaffen. Dieses Feld ist gegenwärtig durch Hecken und Verhaue verdorben, die seinen unschätzbaren Werth herabdrücken. Die verschiedenen Bruchstücke dieses Feldes haben eigene Namen und heißen Burgund, Bretagne, Languedoc, Gascogne, Flandern, Lothringen. — Beim heiligen Erzengel Michael! Freund Jeannin, ich will, daß dieses schöne Feld vom Nordmeer bis zu den Pyrenäen und vom Canal la Manche bis zum Rhein und zu den Alpen mit einem einzigen Namen Frankreich heiße! Versteht Ihr mich jetzt?«

»Ja, Sire.«

Der Zwerg verstand es auch und er dachte bei sich:

»Bei St. Spinnbesen! Das ist doch gar ein lieber Herr! Für ihn Alles, für die Andern nichts! Wenn man nun aber, anstatt ihm Nantes, Toulouse, Lille und Péronne-la-Pucelle zu geben, ihm sein Paris wegnähme, so wäre es gerade das Nemliche. Ich wette, daß der simple Jeannin auf so was keinen Gedanken hat!«

Da sehe man wie die Zwerge Politik machen!

»Wenn Ihr mich versteht,« fuhr der König fort, »was hält Euch ab, diesem edlen Unternehmen beizutreten? Ich

weiß, daß Ihr bei mehren mächtigen Herren in der Umgebung des Herzogs, — ja bei dem Herzog selbst Zutritt habt. — Und doch seyd Ihr nichts weiter als ein schlichter Waffenmeister im Dienste eines Weibes! Ich, — ich werde Euch größer machen, als die es sind, die jetzt auf Euch herabsehen. Man kennt mich, man weiß, daß ich dem Zufall der Geburt einen höchst geringen Werth beimesse.«

»Die Geburt hat Dich doch zum König gemacht,« brummte der Zwerg in seinem Loch.

»Es ist etwas Eitles,« fuhr Ludwig fort, »etwas sehr Eitles, Freund Jeannin, um jene durchs Loos gewonnenen Vorrechte! Und ein eben so läppisches Ding ist die blinde Treue des Vasallen!«

»Sire, ich verstehe Euch nicht mehr,« fiel ihm Jeannin ins Wort.

»Was ist denn eigentlich, streng genommen, jene vorgebliche Tugend, die darin besteht, daß man die Zähne dem Gebiß, den Nacken dem Joch, die Flanken den Sporen darreicht? Jene knechtische Ergebenheit —«

»Es ist die Ehre, Sire.«

»Und was ist denn die Ehre?« fragte der König.

»Ich weiß es nicht, Sire, aber ich fühle es,« antwortete der wackere Stallmeister.

. . . .

. . . .

Die Sonne neigte sich am Horizont zum Untergange, als sich Pierre Gillot von seinem Stuhl erhob.

Auf seinem Gesicht, das vor der Zeit sich mit Falten bedeckt hatte, lag Mißmuth und Betrübniß.

»Meister Jeannin,« sagte er, »man hat mich nicht

falsch berichtet, — Ihr seyd ein würdiger Mann. Allein ich selbst habe mich getäuscht, als ich dachte, ein Sohn des Volkes würde auf denjenigen hören, der im Namen des Volkes zu ihm spricht. Die Zeiten sind noch nicht gekommen. Während Jahrhunderten noch wird das Schwert mehr gelten als das Wort. Und doch wird mich dies nicht abhalten, mein ganzes Leben dazu zu verwenden, um die Verhaue zu brechen und die Hecken dem Erdboden gleich zu machen, die das schöne weite Feld meines königlichen Erbes entehren. Da Ihr nicht in meinem Weinberg arbeiten wollt, so lebt wohl, Herr Jeannin.«

»Lebt wohl, Sire!«

Jeannin führte ihn mit entblößtem Haupte hinaus bis vor die Schwelle des Schlosses. Mit der Gerte peitschte Meister Pierre Gillot den armen Gaul, der doch an dem schlechten Erfolg seiner Unterhandlungen ganz unschuldig war.

Er hatte nemlich dem ehrlichen Jeannin vorgeschlagen, den Herzog von der Bretagne aufzuheben und ihn nach dem Sanct-Michelsberge zu bringen. Jeannin hatte es abgeschlagen. Allein die Worte, die er gehört, waren auf dem Grunde dieses geraden, schlichten Gemüthes zurückgeblieben. Das was ihm der König gesagt, blieb ihm im Gedächtniß und der hervorgebrachte Eindruck war ein tiefer. Nur seine unerschütterliche Ehrenhaftigkeit hatte die abschlägige Antwort gegeben; sein Verstand stellte sich auf die Seite des Königs.

»O Tropf! o Tölpel! o dreifacher Pinsel!« rief ihm der Zwerg Fierabras zu, als er gedankenvoll in den Speisesaal zurückkehrte.

»Du warst hier?« fragte Jeannin, dessen Augen auf den offenen Speiseschrank fielen.

»Ei freilich war ich da!«

»Und Du riefst: es ist der König! es ist der König!«

»Nun ja wohl, ich war es. Ach, Jeannin, Du Armer im Geiste, Du wirst niemals ein Ritter werden, Du hättest einwilligen sollen.«

»Einwilligen? In einen Verrath?«

»Oder,« fuhr der Zwerg fort, »Du hättest deine breite Hand auf die Achsel des Schlaukopfes legen und sagen sollen: Im Namen des Herzogs Franz, meines Herrn, Ihr seyd mein Gefangener, Sire!«

»Wie! Ich sollte Hand an den König legen?«

»Ach Jeannin, Jeannin, Du wirst niemals ein Ritter werden, — und deine Tochter wird so lange weinen, bis sie stirbt.«

»Meine Tochter!« rief Jeannin aus, der erbebte und ihm starr ins Gesicht sah.

In diesem Augenblicke trat Jeannine über die Schwelle des Saales. Sie war blaß und gewaltig verändert. Sie trug ein Reisekleid.

»Mein Vater,« sagte sie. »ich ziehe nach Dol, so Ihr es gütig erlaubt.«

»Und wann wirst Du heimkehren?«

»Das weiß ich nicht; — meine Großmutter le Priol hätte es gar zu gerne, wenn ich bei ihr wohnte.«

Jeannin sah sie mit Erstaunen an. Das Mädchen war im Schlosse Roz geboren. Warum diese plötzliche Abreise? Zum ersten Male suchte sich das Licht im Gehirn des ehrlichen Stallmeisters Bahn zu brechen. Er sah Fierabras nach der Seite an, aber Fierabras wendete den Kopf ab.

»Du willst also nicht mehr im Schlosse bleiben, lieb' Töchterlein?« fragte er mit einer Art von Scheu.

Die Stimme der armen Jeannine wurde noch leiser und sie zitterte leicht.

»Ich kann es nicht, mein Vater,« antwortete sie.

»Oho!« rief in diesem Augenblicke der Zwerg, der sich wieder auf die Fensterbrüstung geschwungen hatte.

Jeannin und seine Tochter blickten hinaus. Auf dem Wege, der sich nach dem Sumpf von Dol hinabzieht, warfen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne einen röthlichen Abglanz auf die Helme und Panzer einer Schaar von Reisigen. In der Mitte dieser Truppe ritt der Mann im braunen Ueberwurfe auf seinem armseligen Klepper.

Meister Peter Gillot hatte sich nicht auf gut Glück in das Land seines Vetters, des Herzogs von der Bretagne, gewagt.

Jeannin wendete die Augen von diesem Schauspiele ab und kehrte sie gegen seine Tochter.

»Kind,« sagte er, indem er sie auf die Stirn küßte, »Du bist wie deine Mutter; was Du denkst, ist wohl gedacht. Geh' und wohne bei deiner Großmutter, und Gott nehme uns alle in seinen Schutz!«

»Frau Fanchon le Priol,« brummte der Zwerg vor sich hin, »wohnt gerade gegenüber vom Herrenhause Maurevers. Ihr werdet sehen, daß von nun an Messire Aubry sich nicht mehr bitten lassen wird, seiner schönen Cousine Bertha einen Besuch abzustatten.«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.